

**ERINNERUNGEN
AN
UNSERE SCHULZEIT
1941 BIS 1950**



Geschichten – Ereignisse – Erlebnisse
In- und außerhalb der Oberrealschule
Weiden/Oberpfalz

2003

Sperrvermerk

Die Beiträge der nachfolgenden Erlebnis-Sammlung „Erinnerungen an unsere Schulzeit“ dürfen bis 31. Juli 2010 nicht ohne Genehmigung veröffentlicht werden. Die Veröffentlichung einzelner Beiträge bedarf der Zustimmung der jeweiligen Autorin oder des jeweiligen Autors.

Veröffentlichungen in Kurz- oder Langform sind als Zusammenfassungen und ohne Namensnennungen möglich, aber nur nach deren Vorlage und Genehmigung durch den Herausgeber gestattet.

Im Internet – <http://www.unterstein.net/ku/> – steht zur privaten Verwendung auch eine reine Textausgabe der Sammlung im “Portable Document Format” (PDF) bereit.

Karl Unterstein (Hg.)

Vorwort

Wir vom Abiturjahrgang 1950 kommen aus den Geburtsjahrgängen 1929 bis 1931 und waren in den letzten Monaten des Krieges 1944/45 gerade mal 13 bis 16 Jahre. Wir waren zu dieser Zeit zwar keine Kinder mehr, aber auch noch nicht erwachsen. Man hielt uns jedoch für reif genug, durch zusätzliche „Wehrtüchtigung“ in den letzten Kriegsmonaten als Parteimelder, Volkssturmänner, Nachrichtenhelferinnen oder Heimatflakangehörige den „Endsieg“ doch noch erringen zu helfen.

Eine Pädagogin meinte, wir wären durch die Kriegsjahre und -monate und die folgende Nachkriegszeit „verroht“ worden und während unserer Schulzeit auch geblieben, wahrscheinlich im Sinne von „unsensibel“. Hauptsächlich unseren Lehrern gegenüber, die den Krieg unmittelbar mitgemacht hatten und teilweise dadurch und auch durch andere persönliche Schicksalsschläge ihr seelisches Gleichgewicht noch nicht wieder gefunden hatten.

Die Pädagogin mag vielleicht recht gehabt haben. Aber zu sensiblen Handlungsweisen war die damalige Zeit nicht unbedingt geschaffen. Uns gegenüber war diese Zeit auch nicht gerade sensibel. Wir mußten, neben der Schule und den entsprechenden Arbeiten hierfür, auch in der Familie mithelfen und sie unterstützen: „Organisieren, Tauschen, Besorgen, Hamstern, häusliche Verpflichtungen usf.“ hieß das damals. Wir haben trotzdem unsere Freizeiten selber gestaltet und uns auch manche Freiheiten in der Schule und den Lehrern gegenüber herausgenommen.

Es gab kein Fernsehen, nur Radio und Tageszeitungen. Die Amerikaner bemühten sich um unsere demokratische Umerziehung; auch in Form von Wildwest-, Seeräuber- und sonstigen Lustspielfilmen im Ankerkino.

Eines war ganz eindeutig: Unsere Klassen hielten bis zum Abitur zusammen und viele Freundschaften aus der Schulzeit bestehen heute noch.

Gemeinsame Streiche wurden auch gemeinsam ausgebadet.

Psychologische Betreuung, wie sie heutzutage manchmal schon bei kleinen Kindern (und für manche Lehrer) üblich ist, kannten wir nicht – wir brauchten sie nicht. Wir wußten uns selbst zu wehren. Die Lehrer aber auch, wie mancher schmerzhaft feststellen mußte. Und wir mußten uns durchsetzen, was uns in der Zeit nach dem Abitur zu Gute kam – nützlich auch gegenüber unseren späteren Vorgesetzten.

Wem von uns hat diese (wenig sensible) Zeit geschadet?

Unsere späteren Zusammenkünfte bei den Wiedersehensfeiern waren immer und für jeden gern besuchte Veranstaltungen mit regem Erinnerungsaustausch.

Diese Erinnerungen nicht verblassen und eventuell Vergessenes wieder aufleben zu lassen, ist der Sinn dieser Erlebnis-Sammlung.

Das „Kaleidoskop Juli 1950“, unsere Abiturzeitung, von der Auszüge in die Sammlung eingestreut sind, wird hierbei manche Ereignisse wieder hoch kommen lassen und Erinnerungen wach rufen.

Die Mitglieder der Kaleidoskop-Redaktion sind mir leider nicht bekannt: Sie wären es wert, namentlich gewürdigt zu werden.

Schulische Einzelereignisse sind in der „Geschichte der Real- und Oberrealschule in Weiden/Opf.“, verfaßt 1952 von OstD Dr. Hans Schrott, nachzulesen. Sie sind in Auszügen für unsere Schulzeit als Anhang beigelegt.

Den Mitschülerinnen und Mitschülern, die die Beiträge, die Dokumente, die Tanzkarten und die Bilder zur Verfügung gestellt haben, meinen herzlichsten Dank.

Dank auch meinem Sohn Stefan, der die Beiträge computer- und druckgerecht zusammengestellt, gestaltet und T_EXnisch gesetzt hat.

Es hat Spaß gemacht, sie sammeln zu dürfen. Es würde mich freuen, wenn die Geschichten beim Lesen wieder manches Schmunzeln und manch schöne Erinnerung hervorriefen.

Karl Unterstein

Inhalt

Vorwort	iii
Kaleidoskop: Nachruf	1
Adam Maximilian	2
Das Pausenbrot	2
Ein Beinahe-Opfer: Knochen retteten mich	3
Einen hohen Orden für Prof. Henkel	5
Schulspeisung aus Amerika	6
Ein Denkmal für Sepp Frummet	8
Das Zeltlager	9
Liebesgeflüster	10
Adam Siegmund	11
Der Kahn	11
Kaleidoskop: Nachdenkenswertes	12
Bauriedl Theo	14
Erinnerungen an Studienprofessor Karl Weber	14
Die Notengebung	14
Afghanistan und Germanistan	15
Die Flaggenhissung	16
Der Bronold Sepp und die „Schwammerl“	17
Oberstudienrat Dr. August Maltry	18
Die Konversation in Englisch	18
Die deutsch-englische Weihnachtsfeier	19
Der Schulbetrieb in den letzten Kriegsjahren	20
Die “Esquires”	25

Kaleidoskop: Chronik des Jahres	28
Randglossen zu wichtigen Ereignissen	28
Weihnachtsfeier	29
Fasching	29
Wonnemonat Mai	30
Binapfl Hans	31
Der „gefährliche“ Verkehrsunfall	31
Zahlungsunwillige „Hammel“	32
Der Sprung ins kühle Naß	33
Bauernseufzer machen's möglich	34
Die „fehlerfreie“ Lateinübersetzung	35
Federl Heinz	37
Ein nachhaltiges Erlebnis aus der Schulzeit	37
Und was kam nach dem Abitur?	39
Kaleidoskop: Welt der Frau – Empfang!	41
Forster Gisela	43
Gute Erinnerungen?	43
Fuchs Lorelies	44
Meine Jahre in Weiden	44
Goettgens Ursula	46
Der Roth	46
Viele Jahre später	47
Kaleidoskop: Glossen	48
Gottschall Gernot	49
Die durchaus nützliche Schulzeit	50

Hülsmann Gertraud	51
Im Lyzeum	51
Die Endsieghoffnung und wir	52
Die Oberrealschule	52
Freizeit	53
... und danach?	53
Kießling Siegfried und Rita, Rößler Heinrich	54
Ein lustiger Aufsatz	54
Der Platzwechsel – eine sichere Sache!?.	55
Krieglsteiner Richard	56
Leder Hans-Claus	56
Schulalltag im Zweiten Weltkrieg	56
Fahrschüler der Strecke Neukirchen/Weiden	57
Hettwer und die noble b-Klasse	58
Der beschwerliche Weg zu sportlichen Aktivitäten	58
Der Nachhilfelehrer beim Abitur	59
Die Amerikaner	60
Kaleidoskop: Stilblüten	61
Meißner Helmut	62
Der „Weber Kare“	62
Spanisch	63
Fahrschüler	64
Krieg!	65
Abitur	68
Mühlbauer Heinrich	69
Der Direx und das Stanniol	69
Der Lehrer und sein Hosentürl	70

Ostermeier Maria	71
Der Übertritt und die Folgen	71
Riedel Karl	73
Die Flosser	73
Rödl Heinrich	76
Heinis „Schmarn“	76
Rössler Heinrich	77
Sie tanzte mit ihm – dann sank er hin	77
Kaleidoskop: Im Zeichen der Fraternalisierung	78
Stolberg Max	80
Die b-Klasse – Erinnerungen	80
Unterstein Karl	88
Die Umerziehung	88
Die ersten Schuljahre der Nachkriegszeit	90
Ein Auto zum Schmusen	92
Eine reife Vorbereitung zur Reifeprüfung	94
Meine Zeit als „Musiker“	96
So streng waren damals die Sitten	98
Kaleidoskop: Aus dem Kulturleben	99
Anzeigen	100
Weigert Oskar	100
Wierer Helmut	104
Erinnerungen eines Zuagroastn	104
Meine Anmeldung in der Schule	104
Der Pfeiffer mit den drei fff	105

Ein Hausaufsatz	107
Was hat es gebracht?	109
Wolf Otto	113
Der Fahrschüler	113
Und wie ging's weiter?	117
Kaleidoskop: Glücklich gerettet	118
Wörl Volker	119
Die letzten Vorkriegs- und Kriegsjahre in meiner Heimat	119
Meine fünf Weidener Jahre	122
Vor Weiden	122
Weiden	123
Nach Weiden	126
Süddeutsche Zeitung	127
Index der Personen	129

Kaleidoskop: Nachruf

Jetzo möchten wir betonen,
wollt diese Zeitung schonen
vor der Alltags rauhen Zwecke,
Feuersbrand und Tischgedecke.
Wenn dereinst nach langen Jahren
ihr geschmückt mit weißen Haaren
sitzt als Großmama und Greis,
flüstert ihr wohl manchmal leis:
„Glücklich ist, wer dann und wann
selig sich erinnern kann
an die holde Jugendzeit,
die da lieget ach so weit.“
Und die Sinne euch entrücken,
wenn ihr greifet mit Entzücken
nach dem staub'gen Zeitungsblatt,
das so lang gelegen hat.
Und bei einer schwachen Funzen
lest ihr es mit Wonnegrünzen.
Eure steif geword'nen Glieder
zittern dann womöglich wieder
nach den längst verklung'nen Weisen
einst getanzt in Schülerkreisen.
Von des Alltags schweren Sorgen
fühlt ihr frei euch und geborgen,
wenn das Blatt nicht nur Arznei
ist für Gicht und Potagrei,
sondern auch für das Gemüt,
das vor Zeiten schon verblüht.
Und der Mensch, der ausgegoren,
fühlt sich wieder neu geboren.

So hat es also dann erfüllt
unseres kühnsten Wunsches Bild:
Euch erquickt mit Heiterkeit,
selbst noch in der fernsten Zeit.

Ward als Dichter nicht geboren,
doch leider dazu auserkoren,
mich auf Ehre zu verpflichten,
diese Zeilen hier zu dichten.

Wenn DIR die Zeitung nicht behagt,
die Tochter meiner Muse,
dann ist die Losung schnell gesagt:
„Das nächste Mal ... mach DU se!!!“

Adam Maximilian

Adam Maximilian *Geboren 1929 in Weiherhammer, wo in dem seit 1722 existierenden Eisenhüttenwerk Generationen ihr Brot verdient haben. Studium an der Wirtschaftshochschule Nürnberg mit Abschluß als Diplom-Kaufmann 1954. Tätigkeit in vier Bundesministerien in Bonn, u.a. im Auswärtigen Amt und im Wirtschaftsministerium, Fachgebiet Entwicklungshilfe für Afrika. Von 1961 bis 1967 bei der Botschaft in Lagos/Nigeria. Seit 1989 im (genußreichen) Ruhestand.*

Das Pausenbrot

Schuleintritt 1941, also schon Mangeljahre des Krieges mit Lebensmittelkarten für Normalbürger.

Neben mir in der Klasse sitzt H.W., ein Großbauernsohn aus Etzenricht, der verständlicherweise vom Nahrungsmangel nicht betroffen ist und mir diese Ausnahmestellung in Gestalt dieses Pausenbrottes jeden Tag nachhaltig demonstrierte. Hier ein Vergleich: Mein Brot, strohig, kaum zu kauen, margarinegeschwängert. Dort: Bestes kerniges Bauern-

brot, dicke Landbutter, zentimeterdicke Schicht von Geselchtem. Was hätte ich nicht alles getan, um an diese Köstlichkeit zu kommen.

Nun, das Schicksal spielte mit: H. zeigte schulische Schwächen, insbesondere in Englisch und Mathe. Er bot mir seine Brotzeit an für entsprechende Nachhilfe bei den Klassenarbeiten. Abschreiben ging aber leider nicht, denn wir hatten verschiedene Aufgaben, je nach Sitzreihe. Doch für mich stand fest: Physisch überleben ist alles. Ich machte also immer zunächst seine Aufgaben, dann, soweit die Zeit noch reichte, die eigenen. Selbst so hat es meistens noch zu einer 3, manchmal sogar zu einer 2, in Mathe gereicht.

Es ging über fast zwei Klassen. Dann fiel aber H., wenn er nach Viertelstunden Nichtstun so plötzlich losschrieb, wohl doch auf. Er wurde 5 Bänke nach hinten zu H.B. versetzt. Dort nun setzte sich das alte Spiel fort, nur mit dem geänderten Umstand, daß fortan ich in den großen Pausen mit ansehen mußte, wie H.B. „meine Brote“ verschlang. Ich hätte, schon vor Hunger, ihm manchmal am liebsten den Hals umgedreht. Heute versichert mir H.B. durchaus glaubwürdig, er hätte von dem „Drama“ keine Ahnung gehabt.

Fakt bleibt: Schinkenbrot dieser Art ist noch heute für mich ein Hochgenuß. Und als uns in der Nachkriegsnot Prof. Henkel einmal fragte: „Wenn ihr euch was wünschen dürftet, was wäre es?“ antwortete ich spontan: „Ein Bauernschinkenbrot.“ Er wird sicher gedacht haben: der A., ein bescheidener Mensch. Aber er ahnte ja nichts von meinen Gaumenfreuden!

Ein Beinahe-Opfer: Knochen retteten mich

2. Klasse Oberrealschule (1942/43). Mitteilung von Rektor Dr. Straub, einem prominenten Nazi, an Schüler Adam um Meldung in der großen Pause im Rektorat. Straub: „Ich habe vom Bannführer in Weiden Mitteilung erhalten, daß Du ein unzuverlässiger Jungenschaftsführer bist. Du hast gestern um 15 Uhr zum Antreten befohlen und bist selbst nicht er-

schienen. Der Führer braucht einen zuverlässigen Nachwuchs für seine großen Aufgaben nach dem Krieg. Diese Schule bildet dazu aus. Du bist daher nicht würdig, diese Schule zu besuchen. Du wirst Deinem Vater sagen, Dich sofort von der Schule zu nehmen. Andernfalls wirst Du von der Schule amtlich entfernt. Ich erwarte morgen früh die schriftliche Zustimmung Deines Vaters.“

Er stellt keine Fragen an mich zum Sachverhalt oder zur Ursachenforschung usw.

Mein Vater, ein Regimegegner, hörte sich das ruhig an. Ich schilderte, daß mein Nichterscheinen mit den Schulaufgaben zu tun hatte, die ich, wie gewohnt, als Erstes unter äußerster Schonung der Zeit erledigt hatte. Sie mußten damals wohl schwieriger gewesen sein, denn als ich auf die Uhr blickte, war es 15.15 Uhr und am Antrittsplatz trieb sich nur noch ein einziger Pimpf herum, um mir zu sagen, alle anderen seien schon wieder nach Hause.

Nun, mein Vater glaubte damals noch an einen gewissen Rechtsstaat und meinte, so geht das nicht: Also kein freiwilliger Abgang.

Rektor Straub tobte am nächsten Morgen: Was Deinem Vater wohl einfällt? Hier bestimme ich. Ab morgen brauchst Du nicht mehr zu erscheinen. Sag Deinem Klassenleiter (Zeichenlehrer Kühle), er soll alles Formelle einleiten.

Herr Kühle war zwar auch ein überzeugter Anhänger des Führers, aber als Idealist wohl ohne politischen Hintergrund. Ich schilderte ihm, warum ich beim Antreten zu spät dran war. „Junge“, meinte er, „das darf nicht so weit kommen. Hast Du denn nichts aufzuweisen, was Du für den Führer im Krieg getan hast?“ Kühle war nämlich auch Leiter der Rohstoffsammlung, die den hinteren Teil unseres Schulhofes zunehmend beanspruchte. Die Weidener hatten es da mit der Sammlung leicht. Auf Handwagen fuhren sie u.a. herumliegenden Schrott an. Dafür gab es allerdings pro Kilo nur einen Punkt, auf Knochen aber 10 Punkte. Wie aber sollten wir Fahrschüler im Schulranzen Rohstoffe herbei schaffen?

Küchle hatte uns vorher immer wieder ermuntert: Jungens, sammelt Knochen; schon aus 10 kg kann feinstes Öl für einen Torpedo hergestellt werden. Damit versenken unsere U-Boote ein feindliches Schiff mehr. Das leuchtete mir ein. Ich bat meine Mutter, Knochen zu sammeln. Ergebnis: 100g in der Woche. Ihr Kommentar: Kein Fleisch – keine Knochen. Mir wurde klar: Die für 100 Rohstoffpunkte benötigten Knochenmengen gab es nur beim Metzger. Dafür mußte man aber ein Vergehen (Diebstahl) in Kauf nehmen. Ich erforschte die Umgebung und wurde fündig. Am Sonntag Abend, im Schutz der Dunkelheit, füllte ich mein Säcklein und es gab die ersten 100 Punkte. Am nächsten Sonntag ein gleichermaßen erfolgreicher Versuch. Aber, oh Weh, beim dritten Mal wartete der Metzger bereits mit seinem Hund, der allerdings zur anderen Seite hin losbellte und mir so die Flucht ermöglichte. Zum Zeitpunkt des Schulrausschmisses hatte ich so 200 Punkte gesammelt und war, wie mir Küchle nach dem Studium seiner umfangreichen Liste mitteilte, Schulbester.

„Na“, meinte er, „wenn das kein Beweis für Führergefolschaft ist! Ich werde Dich da raushauen.“ So geschah es: Ein mutiger Lehrer trat seinem wild gewordenen Rektor gegenüber und siegte. Wie er mir später sagte, wagte Straub es nicht einmal selbst, beim Bannführer anzurufen und entschied: Wenn Sie sich für den Schüler einsetzen wollen, dann regeln Sie das beim Bann. Küchle regelte es. Dafür ist ihm heute noch mein Dank gewiß. Wie wäre wohl ohne seinen Mut mein Lebensweg verlaufen?.

Verachte daher den kleinsten Knochen nicht – er kann Dir die Schule retten.

Einen hohen Orden für Prof. Henkel

Oktober 1944. Drei stramme SS-Offiziere betreten mit Heil-Hitler-Gruß unseren Klassenraum. „Aufstehen!“ Nach Körpergröße: „Du, Du, Du auch, nebenan zur Musterung.“ Diese verläuft nur nach Augenschein.

Wir alle sind plötzlich kriegstauglich. Darunter auch ich: 14 Jahre – keinerlei Zeichen von Männlichkeit. Drei Monate vorher war ich noch bei einer normalen Musterung für zwei Jahre als „untauglich“ eingestuft worden. Doch gab es bei uns Schülern kein Zeichen von Traurigkeit. Wird uns doch die baldige Einberufung zur Heeresoffiziersschule nach Wien in Aussicht gestellt. Offizier: eine traumhafte Karriere in jungen Jahren. Vom eigentlichen Krieg hatten wir ja keine Ahnung.

Nun, der Einberufungsbefehl ließ nicht lange auf sich warten. Man mußte ihn zur Abstempelung beim Rex abgeben – damit war die Schulfreistellung genehmigt – und dann beim zuständigen Reservemajor, Prof. Henkel, unserem Turnlehrer.

Wochen gehen ins Land – es wird bald Weihnachten. Die Russen stehen vor Budapest. Noch drängt es mich, den damals wenig Schulbegeisterten, nach Wien. Ich spreche die Angelegenheit mit Vater durch, will nachhaken. Mein Vater: „Du tust an der Sache überhaupt nichts.“ Er hoffte natürlich auf das baldige Kriegsende. So kam es dann auch. Zunehmende *Jabo*-Angriffe auf unseren „Schulbockel“ machten ab Januar/Februar 1945 einen Schulbesuch unmöglich. Ich konnte nichts mehr zum Krieg bzw. „Endsieg“ beitragen.

Erste Frage daher beim Schulbeginn im April 1946 an Prof. Henkel: „Was ist eigentlich aus meinem Einberufungsbefehl vom Oktober 1944 geworden? Ich habe von Ihnen nie mehr was gehört!“ Henkel: „Adam, ich habe den Befehl zu Hause im Kohleofen verbrannt und die verkohlten Papierteilchen sorgsam entsorgt, weil ich der Meinung war: Kinder gehören nicht in den Krieg!“ Welch eine tapfere Haltung eines sonst überaus pflichtbewußten Lehrers, Offiziers und wahrhaften Patrioten.

Dies sei hiermit nachträglich noch gewürdigt.

Schulspeisung aus Amerika

Kriegsende Mai 1945. Ab Mitte Februar können wir Fahrschüler wegen ständiger *Jabo*-Angriffe („Jagdbomber“ für Jüngere) den Zug nicht

mehr benutzen und blieben zu Hause. Ich kann mich nicht erinnern, daß dazu irgend eine schulische Anordnung erging. Der Traum jedes Schülers wurde wahr: Über 1 1/2 Jahre fast keine Schule. Vollständiger Neubeginn erst im September 1946.

Von der damaligen Zuteilung von Lebensmitteln per Lebensmittelkarten konnte man nur schlecht und recht verhungern. Das Pausenbrot war Maisbrot mit einer Auflage billiger Margarine. Es war so sperrig beim Kauen, daß es nur unter ständiger Zufuhr von Weidener Schulschwamm überhaupt geschluckt werden konnte. Hungrig wie ein Wolf kam ich dann nach 7 stündiger Abwesenheit durch Bahnfahrten und Schulzeit erst wieder heim.

Dann geschah etwas, was ich noch heute wie ein Wunder empfinde: In der Turnhalle wurde uns von fleißigen Frauen ein Topf/Teller mit Brei gereicht, hergestellt aus Trockenmilch und diversen amerikanischen Getreidemischungen; es schmeckte prächtig. Und der schönste Moment des Schulvormittags war, wenn einer an die Klassenzimmertür klopfte und rief: Zur Schulspeisung kommen!

Selbstverständlich kannten wir alsbald einige Tricks, um an einen zweiten der begehrten Töpfe zu kommen. Ohne auf den Lehrer zu achten, stürmten wir daher sofort los und teils über zwei Stockwerke runter. Denn wenn man, aufgestellt in der Reihe, möglichst vorne war, konnte man schnell das Geschirr leer essen und sich nochmals hinten anstellen. Die hinteren maulten zwar, aber die Androhung von Prügeln ließ den Neid verschwinden. Oder: Die letzte Klasse war noch nicht ganz abgefertigt. Wir stellten uns dazwischen und tankten dann im eigenen Klassenverband nochmals.

Das Personal durchschaute aber natürlich bald die Tricks und auf die obligate Frage: „Du warst doch schon mal da?“ kam unsere Antwort: „Ja, aber gestern.“ Augenzwinkernd griff die gute Frau dann nochmals in den großen Kessel.

Ich stelle daher fest: Ohne diese Speisung, m.W. finanziert von der privaten Hilfsorganisation der Quäker, wäre unsere Wachstumsphase

mit 17 aufwärts erheblich schlechter verlaufen. Wir sollten die Opferbereitschaft amerikanischer Bürger für die ehemaligen Kinder des Feindes sehr hoch einschätzen.

Ein Denkmal für Sepp Frummet

Nachkriegszeit. Wiederaufnahme unseres Schulbetriebs ist Anfang April 1946 mit der 4. Klasse. Der regelmäßige Schulbetrieb wird jedoch erst nach ca 1 1/2-jähriger kriegsfolgenbedingter Pause – der Traum jeden Schülers – im September 1946 wieder aufgenommen.

Unsere Klasse 5c wird im 3. Stock, im ehemaligen Chemieraum, notdürftig untergebracht.

Es gibt hier nicht die gewohnten Schulbänke, sondern die großquadratischen, mit Bleiplatten bedeckten Tische. Jeder Tisch verfügt über mehrere, selbstverständlich nicht mehr funktionierende, Gasanschlüsse. In den ‚Bleitischen‘ haben sich schon Generationen von Schülern auf die in der Jugend übliche Weise verewigt. Auch Darstellungen junger Mädchen, die näher zu beschreiben sich erübrigt, fehlten schon damals nicht. Heutzutage würde vermutlich ein solcher Klassenraum wegen Gesundheitsgefährdung der Kinder – Bleivergiftung – schulamtlich geschlossen.

Nun zum Eigentlichen: Wir traten zum Schuljahresbeginn der 5 c an, so richtig in den Flegeljahren mit 16 bis 17. ‚Bobist‘ ist unser altbewährter Klassenleiter. Er raucht immer noch seine Pfeife. Wo er in der damaligen Zeit den Tabak herbekam? Jedenfalls freute er sich vorne am Pult wohl schon auf die große Pause, denn er stopfte schon mal vorbereitend seine geliebte Pfeife. So enteilt er schnurstracks beim Klingelton dem Klassenraum. Aber ohweh, der zerstreute Professor vergißt die Pfeife. Landgraf Fritz, wie immer vorne dran, packt das Ding am Katheder und wirft es mit der Bemerkung: „Was soll der stinkende Kloben im Klassenzimmer? Das gefährdet doch unsere Gesundheit!“ in den Papierkorb. Minuten später steht Bobist in der Tür mit Blick zum Ka-

theder: „Wer hat meine Pfeife weggenommen?“ Nun, der Fritz hätte die Tat vielleicht zugegeben, aber die zu erwartende Strafe läßt ihn zögern. W. ist inzwischen zum Papierkorb geeilt und holt das Ding raus. Bobist: „Warst Du das?“ Antwort richtigerweise: „Nein.“ Also: „Der Täter meldet sich oder die ganze Klasse bekommt zwei Stunden Nachmittagsarrest!“ Da steht der Sepp auf: „Herr Professor, ich war es!“ „Ah, Frummet – also Direktionsverweis.“ Diese „falsche Tugend“ war heldenhaft. Hatte doch der Fritz schon mehrere Verweise und es drohte daher der Rausschmiss.

Ein geistiges Denkmal sei dem leider so früh von uns Gegangenen hiermit gesetzt.

Das Zeltlager

Große Ferien 1947. Einladung zum Zeltlager auf der Silberhütte. Lagerausstattung: Große Armyzelte, blanker Boden, keine Schlafsäcke, nichts. Decken waren mitzubringen. Ernährung nur aus der Schulspeisung – genug, aber sehr einseitig. Die viele Milch (aus Milchpulver) tat dann zusätzlich noch ihre abführende Wirkung. Nie habe ich in meinem späteren Leben so viele Kohletabletten geschluckt wie damals. Weiteres Problem: Selbst im Sommer waren die Nächte auf der Silberhütte erbärmlich kalt. Nach drei Tagen war die Hälfte der Klasse wieder zu Hause. Wir Verbliebenen aber wußten uns zu helfen. Aus der Schulspeisung gab es große viereckige Blechbüchsen mit einem runden Deckel mittlings. Unten schlugen wir auch noch eine Öffnung hinein. Diese Dinger aufeinander gestellt ergaben einen herrlichen Kamin bis zur Zeltöffnung. Die Lappenzelte, die ich später sah, waren offensichtliche Nachahmungen. Nun mußte aber die Holzheizung für die ganze Nacht sichergestellt werden. Also stündliche Ablösung. An frühen Schlaf war sowieso nicht zu denken, denn einzelne zeigten unter den neuen schwierigen Umständen plötzlich Fähigkeiten, die im Klassenverband noch unentdeckt waren. Wißt Ihr noch – z.B. Gerhard Kuttner

mit seinen Gedichten: ... und von Ferne hörte man mit Grausen, die Schleifmaschinen brausen. – Was haben wir gelacht.

Von zwei Ereignissen ist noch zu berichten:

Landgraf Fritz, unser stets findiger Anführer, hatte in Altglashütte herrliche reife Kirschen entdeckt. Leider hingen sie noch in den Bäumen. Nichts wie hinauf und den Bauch vollschlagen. Abwechslung war auch damals schon das halbe Leben.

In unserem Eifer hatten wir leider übersehen, wie sich aus einem nahen Haus eine Bauersfrau mit zwei Hunden näherte. Als sie uns aufforderte, sofort vom Baum herunter zu kommen, war es für die Flucht schon zu spät. Wir blieben oben. Sie aber war auch nicht ganz dumm. Gut, meinte sie, dann hänge ich unten die Hunde an den Stamm – die werden euch zerreißen. Sie tat es und ging weg. Nun, zu so einem frühen Tod hatten wir noch wenig Lust. Fritz wußte nach einiger Beratung, wie immer, eine Lösung, wenn auch eine sehr gefährliche. Wir sollten, so weit wie möglich, an den Ästen hinaus klettern und uns dann hinunter fallen lassen. Die Leine der Hunde reiche nicht so weit. Wir machten es und purzelten ca 1 m vor die Hunde. Die Hunde tobten, konnten uns aber nicht fassen. Wir liefen olympiaverdächtig Richtung Lager und die Bauersfrau ob des Hundelärms hinter uns her. Daher bogen wir zunächst Richtung tschechische Grenze und waren so gerettet.

Liebesgeflüster

Fritz gelang es, zu Molly, einer jungen Dame aus der damaligen 8a, Kontakte herzustellen. Zu mir aber, dem harmlosen Begleiter, sagte sie diskret „Schatz“. Leider, leider war ich damals in Liebesdingen noch so unterentwickelt, daß ich die zarten Bande nicht verstärken konnte. So sorry, Molly, alles Kriegsfolgen – Spätentwicklung durch Unterordnung.

Adam Siegmund

Der Kahn

Nicht der vom Fußball, der war damals noch gar nicht auf der Welt. Ich denke, es war in der Faschingszeit 1949. Ort: Schwedentisch.

Wir hatten eine Mädchenklasse eingeladen und die Getränke selbst mitgebracht – gegen „Stopselgeld“ durfte man sie im Restaurant trinken.

Als Großvater weiß ich heute, daß Mädchen früher entwickelt sind als Buben oder auch evtl. junge Männer – oder was wir sonst damals waren. Wenn ich mich richtig erinnere, war ein Drittel unserer Klasse in der Entwicklung damals schon so weit gediehen, daß sie hinter den Mädchen ernsthaft her waren – und die hatten diesen Abend auch organisiert.

Ich gehörte zu den anderen zwei Dritteln, die als Mitläufer gekommen waren und aus einem gewissen Abstand heraus zusahen, was die Reiferen alles anstellten: Ich habe gestaunt, war aber nicht neidisch.

Es muß auch Musik gegeben haben, denn es wurde fleißig getanzt. Ein Mädchen namens Marga, die ich heute noch hin und wieder sehe, hat sich meiner angenommen und wollte mir bestimmte Tänze beibringen. Ich spürte, daß da viel Herzenswärme im Spiel war, die auch Sympathie auf meiner Seite auslöste. Aber nachhaltig war das Gelernte nicht – ich war einfach zu sperrig.

In allen Ecken, so weit man sehen konnte, innig umschlungene Pärchen – für mich war das nicht das richtige Klima.

Ich ging hinaus, landete im finsternen Wald, kam an einen Holzstoß, blieb da stehen, und siehe da, es kamen etliche dazu: Es wurde daraus eine richtige Alternativveranstaltung. Keine Demonstration gegen etwas – aber die Luft war phantastisch frisch und es wurde viel geredet.

Dann marschierte ich zum Schätzlerbad und stieg über den Zaun – eine Wand aus dicht genagelten Brettern, ohne Halt für die Füße – und es muß eine kleine turnerische Leistung gewesen sein. Drinnen ging ich geradewegs aufs Wasser zu und sah einen Kahn, der an einer

Kette festgemacht war. Es war ein Vorhängeschloß daran, aber nicht abgesperrt – man konnte den Kahn los machen, ohne etwas beschädigen zu müssen. Ich sprang in den Kahn und löste die Kette – und wieder tauchten Klassenkameraden auf und stiegen mit ein und wir legten ab. Das Wasser war halb zugefroren, mit Wasserwegen zwischen großen und kleinen Eisschollen. Da war tatsächlich eine romantische Ähnlichkeit da mit Packeis im Polarmeer: Nicht zu vergessen, es war ziemlich finstere Nacht. Irgendwann kehrten wir zur Anlegestelle zurück und stiegen wieder aus. Einer gab dem Kahn einen Stoß, so daß er wieder in den Weiher zurückfuhr, bis er an einer Eisscholle gestoppt wurde. Alle verschwanden in der Dunkelheit in Richtung Zaun. Mich überkam ein schlechtes Gewissen wegen des Kahns: Ich kehrte um zum Wasser und überlegte, wie ich wohl den alten Zustand wieder herstellen könnte, mit dem Kahn an der Kette.

Es gab keine andere Möglichkeit – ich zog die Schuhe, Strümpfe und Hose aus, stieg ins eiskalte Wasser und watete hinaus, bis ich den Kahn zu fassen bekam. Dann zog ich ihn zum Ufer zurück, kettete ihn an, sodaß alles so war, wie ich es vorgefunden hatte, zog mich wieder an und folgte den anderen zurück zum Schwedentisch.

Es war mir klar, daß ich mir in dem eisigen Wasser eine Grippe geholt haben konnte und wartete auf ihren Ausbruch. Aber pappalapap: nichts passierte. Ich hatte jedoch das erhebende Gefühl, daß ich etwas Gutes getan hatte.

Kaleidoskop: Nachdenkenswertes

Zum letzten Mal mußten wir in unseren Klassenzimmern zusammenkommen und zum letzten Male erlebten wir jene eigentümliche und schwer zu schildernde Atmosphäre, die in diesen Räumen atmet, als wir die Ergebnisse unserer Reifeprüfungsarbeiten erfahren sollten. Viele von uns waren vielleicht überrascht, als in diesen Augenblicken nicht

jene ausgelassene Stimmung aufkam, von der wir in den vergangenen Wochen geträumt hatten. Wir alle fühlten uns wohl sichtlich erleichtert und befriedigt, an dem Ziel angelangt zu sein, das acht Jahre vor unseren Augen geschwebt hat. Aber wie nüchtern war doch die Wirklichkeit gegenüber manchen phantastischen Illusionen, die wir mit diesem Ereignis verknüpft hatten.

Es steckt viel Wahrheit in dem alten Sprichwort: „Die Vorfreude ist die reinste Freude.“ Man wird es im Leben immer wieder bestätigt finden. Vielleicht kam dazu noch bei vielen von uns das Bewußtsein, zwar einem Aufgabenkreis entwachsen zu sein, aber den neuen noch nicht gefunden zu haben. Und dieses Bewußtsein gipfelt immer wieder in der Frage: Wie soll es nun weiter gehen? Schließlich ist auch dies nicht das Wesentliche. Ist uns nicht mit der Schule selbst manches verloren gegangen? Ich sehe die Gesichter vieler, die über eine solche Frage nur mitleidvoll lächeln können. Sie hätten dann recht, wenn sie an der Schule nur böswillige Lehrkräfte, verzwickte Mathematikaufgaben und lebensfremde Lateintexte kennengelernt hätten. Aber gab uns die Schule wirklich nicht mehr? War sie uns nicht Jahre hindurch ein Betätigungsfeld, das, vielleicht unbewußt, nicht nur geistige Arbeit beanspruchte, sondern auch unser Fühlen und Denken, unsere Handlungsweise außerhalb der Schule, irgendwie beeinflusste? Bescherte uns das Schülerleben nicht manch tiefe Freundschaft, die ihre Grundlagen im gemeinsamen Schulerlebnis hat und von hier aus Entfernungen überbrücken wird? Jeder von uns wird diese Fragen selbst beantworten können.

Ich glaube, daß eben die charakterliche Fortbildung und Formung durch die Gemeinschaft einer Schulklasse mehr wert ist, als der viele Ballast, den wir im Laufe der Jahre in uns aufnehmen mußten. Gerade hier waren wir zum ersten Male gezwungen, persönliche Eigenheiten hintan zu stellen oder der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Vielleicht ist dies die dankbarste Aufgabe, die die Schule als Erzieherin der Jugend ausüben kann.

Wenn wir in diesem Sinne auf die Jahre, die hinter uns liegen, zurückblicken, so müssen wir doch ehrlich sagen: Es war trotz allem eine schöne Zeit, die uns viel schenkte und die wir niemals missen möchten.

Bauriedl Theo

Bauriedl Theo, gen. „Dodo“ Von WS 50/51 bis WS 54/55 Studium der Naturwissenschaften (Chemie, Biologie und Erdkunde) für das höhere Lehramt an der Universität München. 1955: 1. Staatsexamen (wissenschaftliche Prüfung); 1956 und 1957 Referendarzeit am Goethe-Gymnasium in Regensburg. November 1957: 2. Staatsexamen (Pädagogische Prüfung) in Regensburg. 1958–1960 Lehramtsassessor am Missionsgymnasium in Tirschenreuth. 1960–1986: Gymnasiallehrer am Gymnasium Pfarrkirchen mit Staatl. Schülerheim (Studienrat – Oberstudienrat – Studiendirektor). 1986–1992: Schulleiter und Oberstudiendirektor am Karl-von-Closen-Gymnasium Eggenfelden. Seit 1. August 1992 im Ruhestand.

Erinnerungen an Studienprofessor Karl Weber

Die Notengebung

Im Schuljahr 1942/43 war Studienprofessor Weber unser Klaßleiter in der Klasse 2a. Er unterrichtete uns in Englisch, Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Wir genossen ihn daher in jeder 2. Stunde mit all seinen Launen und Eigenheiten im Unterricht.

Wenn er mit praller Aktentasche ins Klassenzimmer stürmte, wußten wir, was die Stunde geschlagen hatte: Schulaufgabe. In seiner Aktentasche waren nämlich die Schulaufgabenhefte. Sie wurden damals in eigene Hefte geschrieben.

Noch nervenaufreibender war jedoch die Besprechung der Schulaufgabe und die Bekanntgabe der Noten. Meist saß er dann auf der Heizung am Fenster und fragte in alphabetischer Reihenfolge jeden Schüler, welche Note er erwarte. Wehe, wenn man sich zu gut einschätzte. Dann gab es gleich eine entsprechende Abreibung.

An eine solche Unterrichtsstunde erinnere ich mich noch gut: Zu Beginn der Stunde kontrollierte er erst noch bankweise die schriftliche Hausaufgabe. Bei meinem Freund, dem Angerer Bepp, ließ er die Bemerkung fallen, „Buberl, heut' hast gut gschriebn.“ Dann folgte die uns allen bekannte Prozedur. Studienprofessor Weber nahm Platz und zückte sein Notenbuch. „Adam, was glaubst Du, was Du hast?“ Der Sigmund sagte vorsichtig: „Note 3, Herr Professor.“ Der Lehrer antwortete kurz: „Nein, Note 2!“ Dann ruft er meinen Freund auf. „Na Buberl, was glaubst, was Du hast?“ Der Pepp, ermutigt durch Weber Kares Bemerkung bei der Hausaufgabenkontrolle, antwortete: „Note 3, Herr Professor!“ „Nein, ein bißerl tiefer.“ „Note 4, Herr Professor!“ „Nein, noch a bißerl tiefer.“ „Note 5, Herr Professor?“ „Nein, Note 6, Du Lausub!“ Und schon stürmte er zu dem armen Schüler in die letzte Bank und verabreichte ihm entsprechende Watschen. Und so saßen wir oft angsterfüllt die ganze Stunde in unseren Bänken und warteten auf unser Urteil.

Afghanistan und Germanistan

An einen anderen Wutausbruch unseres Englischlehrers erinnere ich mich noch besonders: Er besprach mit uns die Schulaufgabe, und zwar die Übersetzung vom Englischen ins Deutsche. Ich weiß zwar nicht mehr den gesamten englischen Satz, den wir übersetzen mußten. Aber die beiden entscheidenden Wörter, die in diesem Satz vorkamen, lauteten *Afghanistan and Germany*. Bei der Besprechung dieses Satzes geriet unser Englischlehrer plötzlich vollkommen aus der Fassung und schrie in die Klasse: „Da ist ein Blödel, der übersetzt *Afghanistan and Germany* mit *Afghanistan und Germanistan*“.

Dieser ‚Blödel‘ war einer unserer besten Englischschüler, der Rupprecht Heinz, dem dieser Leichtsinnsfehler unerklärlicherweise unterlief. Über dieses *Germanistan* konnte sich der Weber Kare so aufregen, daß er zu unserer Bank stürmte und wie entfesselt auf den Heinz eindrosch. Da der Heinz in der Mitte einer Dreierbank saß, mußte sich der Lehrer mit

seinem Bauch über mich beugen. Bei diesem Watschengewitter bekam ich unschuldigerweise auch eine saftige mit ab. Als er dann abließ und mein schmerzverzehrtes Gesicht sah, fragte er mich, „Hast Du auch eine bekommen?“ Ich nickte bloß und schon stürzte er sich noch einmal auf den Heinz und schrie „Der Lausbub!“ und trommelte wieder auf ihn ein.

Von diesem Schrecken konnte sich der Heinz bei der Herausgabe der Schularbeit aber wieder gut erholen. Denn auf der Arbeit stand die Note 1 und der einzige rot unterstrichene Fehler war *Germanistan*.

Die Flaggenhissung

In den Weihnachtsferien 1942 hatte es in Weiden zu unserer Freude wieder fest geschneit. Wie nach allen längeren Ferien mußten wir vor Unterrichtsbeginn zur Flaggenhissung im Schulhof klassenweise antreten. Unser Klaßleiter, Studienprofessor Weber, führte uns in den tiefverschneiten Schulhof. Dort stellten wir uns in einer langen Reihe hinter den ersten Klassen auf. Unser Klaßleiter stand rechts außen.

Oberstudiendirektor Straub hielt eine kurze Ansprache und mit dem Deutschlandlied wurde die Hakenkreuzfahne gehißt. Während dieser Zeremonie schlugen wir, die am anderen Ende der Reihe standen, mit unseren Stiefelspitzen in den tiefen Schnee und bespritzten uns so damit. Unserem Klaßleiter ist dieses muntere Schneetreiben natürlich nicht entgangen.

Kaum waren wir im Klassenzimmer angekommen, ließ er seinen Zorn über unser undiszipliniertes Verhalten an uns aus, indem er sofort die acht Seiten aus der englischen Grammatik, die er uns über Weihnachten aufgab, abfragte. Er rief die Schüler einzeln nacheinander aus den ersten beiden Bankreihen auf. Aber keiner hatte in den Ferien die aufgegebenen Grammatikregeln und Beispielsätze gelernt. Alle aufgerufenen Schüler bekamen einen Sechser ins Notenbuch, einen Verweis wegen Faulheit und eine zusätzliche Strafarbeit: Die acht Seiten fünfmal abschreiben und als Dreingabe noch ein paar Watschn.

Ich saß damals in der dritten Bankreihe und ging – ohne mich aufrufen zu lassen – gleich zum Katheder vor. Als der Weber Kare dies sah, sagte er: „Ja, der Bauriedl kommt schon von selber. Der hat sicher seine Grammatiksätze gelernt. Du darfst Dich gleich wieder setzen!“ Ihr könnt Euch vorstellen, wie ich dem Ende dieser Englisch-Stunde entgegen fieberte. Denn wenn er am Schluß noch festgestellt hätte, daß ich, wie all die anderen Mitschüler, die Grammatik auch nicht gelernt hatte, hätte das für mich sicher noch schlimmere Folgen gehabt. Aber dieser bittere Kelch ist – Gott sei Dank – an mir vorüber gegangen.

Der Bronold Sepp und die „Schwammerl“

Studienprofessor Bronold war in all den acht Jahren unserer gymnasialen Schulzeit unser Religionslehrer. Wir waren mit ihm hoch zufrieden, hat er uns doch immer sehr wohlwollend benotet. Er verwendete nur zwei Notenstufen: Eins und Zwei.

Zu seinem Hobby gehörte der Spaziergang am Sonntagnachmittag in die Umgebung von Weiden. Dieses Hobby pflegten wir aber auch: Der Angermann Fred, der Wörl Volker und ich, zusammen mit unseren damaligen Jugendfreundinnen. An einem schönen Herbst-Sonntag 1949 waren Fred und Volker mit ihren Freundinnen Gerlinde und Annelies in den Wald an der Ostmarkstraße hinter dem Postkeller unterwegs. Volker hatte sich aus irgendwelchen (oder auch bestimmten) Gründen von den Dreien abgesondert und streifte alleine im Wald umher, während Fred mit den beiden Mädels auf einer Bank die schöne Aussicht nach Weiden genoß. Wie es der Zufall wollte, traf Volker im Wald den dort ebenfalls spazierengehenden Studienprofessor Bronold. Volker grüßte seinen Religionslehrer und unterhielt sich kurz mit ihm. Dabei erzählte er, daß er auf der Suche nach Schwammerln sei.

Als Bronold einige hundert Meter weiterging, traf er Fred zwischen zwei hübschen Mädchen auf der Bank sitzend.

Am Montag hatten wir in der zweiten Stunde Religion. Nach dem üblichen Ausfragen erzählte unser Religionslehrer überraschend von seinem Sonntagsnachmittagserlebnis: Er hätte gar nicht gewußt, daß es in der Klasse 8a so naturverbundene Schüler gäbe. Bei seinem gestrigen Waldspaziergang sei er einem Schüler begegnet, der Schwammerln suchte und nicht weit davon entfernt traf er dann schon wieder auf einen anderen Schüler, bereits zwischen zwei „Schwammerln“ sitzend.

Oberstudienrat Dr. August Maltry

Die Konversation in Englisch

Als wir am 1. September 1949 zu unserem letzten Schuljahr antraten, waren wir in der Klasse 8a zunächst nicht sonderlich erfreut, daß wir in der Abiturklasse noch in den beiden Fremdsprachen Englisch und Latein neue Lehrer bekamen.

Latein unterrichtete Studienrat Konrad Hardt mit gewohnt strenger Hand und den Englisch-Unterricht übernahm Oberstudienrat Dr. August Maltry, der aus Amberg kam und zum neuen Schuljahr unserer Schule zugeteilt wurde.

Wir waren natürlich besonders neugierig auf unseren neuen Englischlehrer.

Als er sich in der ersten Unterrichtsstunde vorstellte, überraschte er uns damit, daß jeder auf Englisch erzählen mußte, wie er die Sommerferien verbracht hat. Dabei offenbarten wir große Mängel in der englischen Umgangssprache. Wir konnten zwar Szenen aus Julius Caesar und Hamlet von Shakespeare oder Originalartikel der englischen oder amerikanischen Welpresse lesen und einigermaßen übersetzen, aber Englisch sprechen und uns unterhalten konnten wir nicht.

Da er uns natürlich auf das schriftliche Abitur (Diktat, Nacherzählung und Übersetzung ins Deutsche) vorbereiten mußte, konnte er keine Unterrichtsstunde für englische Konversation verwenden. Um aber un-

sere diesbezüglichen Defizite zu beheben, schlug Maltry vor, daß wir uns außerschulisch freiwillig an einem Abend in einem Lokal treffen.

Wir waren natürlich alle von diesem Vorschlag begeistert. Und so trafen wir uns regelmäßig alle 14 Tage um 20 Uhr im Nebenzimmer der Max-Reger-Gaststätte. Wir durften zwei Stunden in gemütlicher Atmosphäre bei einem Glas Bier nur Englisch sprechen. Wir lernten auch englische Lieder und freuten uns von einem englischen Konversationsabend auf den anderen.

Anmerkung eines Mitbeteiligten: Nur die, die im Bereich von Maltry saßen, mußten englische Konversation betreiben. Die, die weiter weg von ihm saßen, schalteten dann bald auf Deutsch um, da der Konversations-Sprachschatz der meisten ja nicht sehr üppig war, und auch auf mehr als ein Glas Bier, was den Abend dann amüsanter und auch gerne wiederholbar machte.

Die deutsch-englische Weihnachtsfeier

Bei einem der Maltry-Konversationsabende entstand die Idee, eine deutsch-englische Weihnachtsfeier zu veranstalten. Gemeinsam wurde ein Programm entworfen und alle waren mit großem Eifer dabei. Wir konnten auch unseren Englischlehrer gewinnen, daß wir dazu eine bestimmte 7. Klasse der Mädchenoberrealschule einladen durften (Anmerkung: Die Betonung liegt auf „bestimmte“, denn in dieser Klasse waren unsere meisten Freundinnen und Maltry hat Mädchen auch gerne gesehen).

Die deutsch-englische Weihnachtsfeier fand im kleinen Josefshaus statt. Dazu waren unsere Lehrkräfte, alle Englischlehrer, Oberstudienleiter Beer, der Leiter der Mädchenoberrealschule, und die Mädchen der 7. Klasse eingeladen.

Schon am Nachmittag haben uns die Mädchen beim Dekorieren des Saales geholfen und uns mit ausreichend Weihnachtsplätzchen versorgt.

Wir konnten unseren Gästen eine wirklich anspruchsvolle Weihnachtsfeier bieten.

Für die musikalische Umrahmung sorgte ein Violinquartett in der Besetzung Angermann Fred, Bauriedl Theo, Rupprecht Heinz und Schmid Werner. Wir spielten eine Komposition für vier Violinen von Mozart. Kaiser Gustav und Rupprecht Heinz brillierten am Klavier mit klassischen Sonaten. Es wurden englische Gedichte vorgetragen und deutsche und englische Weihnachtslieder gesungen. Höhepunkt der Weihnachtsfeier war das Erscheinen des *Santa Claus*. Unser Englischlehrer, Oberstudienrat Maltry, hat diese Rolle übernommen und hat in humorvollen englischen Versen den anwesenden Lehrern und uns Schülern die Leiven gelesen. Dabei hat er sogar unsere Namen ins Englische übersetzt.

Es war eine sehr gelungene deutsch-englische Weihnachtsfeier, die auch im Jahresbericht der Schule hervorgehoben wurde.

Diese Veranstaltung hat auch gezeigt, wie engagierte Lehrer Schüler zu besonderen Leistungen und Aktivitäten motivieren können.

Anmerkung eines Beteiligten: Die meisten waren froh, als dieser anstrengende englische Teil der Weihnachtsfeier vorbei war und wir uns dann unserem Hauptanliegen, der Unterhaltung unserer Freundinnen und Mädchen, und dem Trinken von Wein und Bier widmen konnten.

In Erinnerung an diese Weihnachtsfeier veranstalteten wir einige Jahre später im Glötzner-Stüberl unser erstes Klassentreffen nach dem Abitur.

Der Schulbetrieb in den letzten Kriegsjahren

Als wir im September 1941 nach bestandener Aufnahmeprüfung in die Oberrealschule übertraten, war der 2. Weltkrieg schon zwei Jahre im Gange. Der Rußlandfeldzug hatte im Juni begonnen. An allen Fronten waren die deutschen Truppen im Vormarsch. Der Unterrichtsbetrieb konnte ungestört durchgeführt werden, wenn auch viele junge Lehrer einberufen wurden. Als aber in den Jahren 1943 und 1944 die russi-

schen, englischen und amerikanischen Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft immer erfolgreicher wurden, mußten die deutschen Truppen unter oft hohen Verlusten den Rückzug antreten. Mit dem Verlust der Lufthoheit wurden auch die deutschen Städte und Industriegebiete immer öfter Tag und Nacht von amerikanischen und englischen Bomberverbänden angegriffen.

Auch in Weiden heulten oft die Sirenen und so manche Unterrichtsstunde ist wegen des Fliegeralarms ausgefallen. Darüber waren wir aber meistens nicht traurig.

Die Schulsituation verschlechterte sich im Schuljahr 1944/45 drastisch, da unsere Schule Lazareth wurde. Für den Unterricht standen nur noch vier Räume zur Verfügung: Der Chemiesaal, der Chemie-Übungssaal, der Physiksaal und der Physik-Übungssaal. Schichtunterricht wurde eingeführt und zwar in drei Stufen: Von 8.00 bis 12.00, von 12.00 bis 16.00 und von 16.00 bis 20.00 Uhr. Da unsere Klasse 4a hauptsächlich aus Weidener Schülern bestand, hatten wir von 16.00 bis 20.00 Uhr im Physik-Übungssaal unseren Unterricht. In diesem Raum standen keine üblichen Schulbänke, sondern Übungstische mit Stühlen. Neben der normalen Beleuchtung war über jedem Übungstisch noch eine herabziehbare Lampe angebracht, die man selber betätigen konnte. Das hat uns gefallen und wir haben uns in diesem Schulzimmer recht wohl gefühlt. Unsere damaligen Lehrer hatten es wirklich schwer, denn sie mußten von 8.00 bis 20.00 für den Unterricht zur Verfügung stehen. Der Stundenplan eines Lehrers war damals sicher mit vielen Zwischenstunden versehen. Heute beklagen sich junge Gymnasial-Lehrer schon, wenn sie wöchentlich 4 bis 6 Zwischenstunden und einmal Nachmittagsunterricht in der Kollegstufe haben. Neben dem über den ganzen Tag verteilten Unterricht mußten sie ja auch noch Schulaufgaben von großen Klassen korrigieren und ihren Unterricht vorbereiten.

Trotz der kriegsbedingten Lebensumstände, wie z.B. dem Mangel an Lebensmitteln, Kleidung und Heizmittel, haben wir diese Zeit nicht

so schrecklich empfunden. Wir waren genau so noch für Späße und Lausbubereien aufgelegt, wie dies heute Schüler in diesem Alter sind.

Unser Klauzimmer, der Physik-Übungssaal, mit all den Besonderheiten hat unser Interesse und unsere Phantasie geweckt. Vor allem die herabziehbaren Lampen haben uns auf die Idee gebracht, daß man in diesen Lampen leicht einen Kurzschluß verursachen könnte, wenn man ein Stanniolpapier in der Glühbirnenfassung unterbringt.

Da wir in den Wintermonaten bei unserer Unterrichtszeit von 16.00 bis 20.00 Uhr schon frühzeitig elektrisches Licht benötigten, hat uns dieser Kurzschlußgedanke nicht mehr losgelassen. Eine weitere Möglichkeit, Kurzschluß zu verursachen, sahen wir auch in den zusätzlichen Steckdosen, die an der Rückwand angebracht waren: Man bräuchte hierzu nur einen isolierten Kupferdraht.

Ein Mitschüler brachte nun eines Tages so ein Stück Kupferdraht mit. Mit einem großen Radiergummi wurde dieser Draht dann praktisch isoliert.

Ich glaube, es war in einer Lateinstunde, als mein Hintermann, der Angerer Pepp, einen Kurzschluß fabrizierte. Er saß in der letzten Reihe und hinter ihm an der Wand war eine Steckdose. In einem unbeobachteten Augenblick steckte er den Kupferdraht in die Steckdose und sofort war es finster. Unsere Lateinlehrerin, Frau Studienrätin Götz, verständigte den Hausmeister. Der aber konnte den Schaden nicht sofort beheben, da er keine Ersatzsicherung hatte. Der Unterricht war zu unserer großen Überraschung für uns nun beendet und wir wurden frühzeitig nach Hause geschickt. Plötzlich taten sich für uns ungeahnte Möglichkeiten auf, die Unterrichtszeit zu beeinflussen. Wenn das so leicht geht, könnte man ja öfter einen Kurzschluß fabrizieren. Auf diese Weise haben wir in den Wintermonaten 1944/45 so manchen Unterrichtsabbruch verursacht und sogar die eine oder andere Klassenarbeit verhindert.

Im Februar 1945 war wieder einmal Latein-Schulaufgabe angesagt und wir waren uns alle einig, keinen Kurzschluß herbei zu führen, denn unsere Lateinlehrerin brauchte schriftliche Noten für das Osterzeugnis.

So haben wir uns alle, so gut es ging, auf diese Klassenarbeit vorbereitet. In der dritten Stunde, zwischen 18.00 und 19.00 Uhr war die Schularbeit angesetzt. Zu Beginn der Unterrichtsstunde mußte jeder zuerst auf den ausgeteilten Blättern den „Kopf“ schreiben: „3. Schulaufgabe aus dem Lateinischen“ und an den Rand Datum und Namen. Die Spannung stieg, denn nun wurde von der Lehrerin der lateinische Text, den wir zu übersetzen hatten, ausgeteilt. Es war mäuschenstill in der Klasse. Jeder las aufgeregt den Text und plötzlich hörte ich hinter mir eine Stimme: „Sakrament, da schreib i an Sechser!“. Im selben Moment war der Physik-Übungsraum finster. Mit der sonst üblichen Ruhe und Disziplin während einer Schulaufgabe war es vorbei.

Eine muntere Unterhaltung über den Text brach unter uns Schülern los. Die Lateinlehrerin bat erfolglos um Ruhe und schickte einen Schüler zum Hausmeister. Der wollte den Schaden mit einer Ersatzsicherung beheben und so die Durchführung der Schulaufgabe retten. Aber der Schüler, der den Kurzschluß auslöste, ließ den Kupferdraht in der Steckdose: Sieben mal lief der Hausmeister hinauf in den ersten Stock zum Sicherungskasten und wechselte immer wieder die kaputten Sicherungen aus. Aber dann war auch sein Vorrat an Sicherungen aufgebraucht: Die Schulaufgabe wurde notgedrungen abgebrochen und wir wurden nach Hause geschickt.

Die arme Lateinlehrerin konnte natürlich den Schulaufgabentext nicht mehr verwenden und mußte wieder eine neue Aufgabe entwerfen: Für sie eine zusätzliche Arbeit.

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.“ Diese Volksweisheit bewahrheitete sich auch in diesem Fall. Schon vor mehreren Wochen hatte ein Mitschüler an einer herabziehbaren Lampe eines Seitentisches ein Stanniolpapier in der Glühbirnenfassung untergebracht. Viele Schüler unserer Klasse hatten dies längst vergessen.

Unser Biologielehrer, Herr Studienrat Martin Auer, hatte eine Biologie-Schulaufgabe angesagt. Damit wir nicht so leicht abschreiben konnten, hat er zu Beginn der Stunde einige Schüler an die noch freien Sei-

tentische umgesetzt. Unser Mitschüler Alfred Weißhäupl, der an einem Seitentisch Platz nehmen mußte, fragte Studienrat Auer, ob er die zusätzliche herabziehbare Lampe anschalten dürfe, weil die Lichtverhältnisse so schlecht seien. Studienrat Auer sagte: „Natürlich darfst Du die Lampe einschalten.“ Gesagt, getan – und sofort war es im Physik-Übungsraum finster.

Der Hausmeister wurde gleich gerufen. Für ihn war es nun klar, daß die vielen Kurzschlüsse von dieser Lampe verursacht wurden.

Die Schularbeit mußten wir nun im unterrichtsfreien Chemieraum schreiben. Wir hatten auch keine Möglichkeit mehr, das Stanniolpapier aus der Glühbirnenfassung dieser Lampe zu entfernen. Es war uns klar, daß nun unsere Kurzschlußmanipulationen aufkommen würden.

Am nächsten Schultag kam Oberstudiendirektor Straub in der zweiten Stunde in unsere Klasse mit dem Stanniolpapier in der Hand. Er fragte jeden Schüler: „Kennst Du das? Hast Du das schon einmal in der Hand gehabt?“ Jeder Schüler antwortete natürlich mit: „Nein, Herr Oberstudiendirektor.“ Dann hielt Straub eine entsprechend scharfe Rede, in der er uns Sabotage am deutschen Volk und Wehrkraftzersetzung vorwarf. Die Verwundeten im Erdgeschoß mußten bei jedem Kurzschlußattentat im Finstern ihr Abendessen einnehmen und den Abend ohne Licht verbringen.

Da keinem Schüler die Kurzschlüsse nachgewiesen werden konnten, erhielten alle Schüler eine Direktorsstrafe, die im Osterzeugnis vermerkt werden sollte.

Soweit ist es dann nicht mehr gekommen. Am 22. April 1945 marschierten die Amerikaner in Weiden ein. Schon vorher brach der Unterrichtsbetrieb zusammen. Wir Schüler konnten froh sein, daß das Schuljahr 1944/45 so endete, denn um unsere Noten war es aus kriegsbedingten Umständen nicht sonderlich gut bestellt. Manch einer hätte das Klassenziel damals wahrscheinlich nicht mehr erreicht.

Die "Esquires"

In unserer Klasse 8a waren überdurchschnittlich viele Schüler, die musikinteressiert waren und selber ein Instrument spielten. Der Rupprecht Heinz und der Kaiser Gustav waren hervorragende Klavierspieler. Der Angermann Fred, der Schmid Werner (Bistl) und ich spielten Violine und wirkten über viele Jahre im Schulorchester mit. Außerdem spielte ich noch Trompete. Hinzu kamen der – ehemalige Domspatz – Unterstein Kare, der Akkordeon und Klavier spielte und unser Oberjazzler Wagner Richard, der gleich vier Instrumente beherrschte, nämlich Klavier, Akkordeon, Klarinette und Saxophon.

Neben der klassischen Musik, die uns der Musiklehrer Weigert Willi in seinem Musikunterricht nahe brachte, waren wir in den Nachkriegsjahren alle begeistert vom amerikanischen Jazz und von amerikanischer Tanzmusik. Noch vor der Währungsreform wurde an unserer Schule eine Jazz-Band gegründet. In dieser Band spielten Heinz Kutzer (Schlagzeug), Ernst Macht (Kontrabaß), Felix Forster (der „Fex“; Klarinette, Saxophon) – diese drei waren zwei Klassen höher als wir – und von unserer Klasse Karl Unterstein (Akkordeon, Klavier) und ich (Trompete).

Unter dem Namen "*Esquires*" (was soviel hieß wie ‚Edelleute‘) waren wir von 1947 bis 1952 in Weiden und Umgebung als Schüler- und Studentenkapelle bekannt. Wir spielten Tanzmusik und in unserem Repertoire waren natürlich auch die bekannten amerikanischen Schlager wie "*In The Mood*", "*Moonlightserenade*", "*Rumba Negro*", "*Give Me Five Minutes More*", "*When The Saints Go Marching In*" usw.

Nach dem Tanzverbot im Krieg war in den Nachkriegsjahren eine richtige Tanz-Euphorie ausgebrochen. In Weiden und Umgebung fanden unzählige Tanzveranstaltungen statt. Wir spielten mit großer Begeisterung und – und zum Leidwesen einiger Berufsmusiker – dann auch mit großem Erfolg, vor allem bei Schüler- und Studentenveranstaltungen: auf der Blockhütte, im Schwedentisch und im kleinen Josefshaussaal; aber auch bei der Spielvereinigung, jeweils nach Heimspielen, beim

Bärenwirt und in der Sporthalle im Pressather Wald. Auch im neu eröffneten Waldcafe in der Weiding spielten wir am Sonntagnachmittag zum Tanztee.

An einem Wochenende hatten wir einmal ein Engagement beim Sportler-Ball in Wiesau. Als wir mit dem Zug in Wiesau ankamen, sahen wir am Bahnhof ein Plakat mit der Aufschrift:

Einladung zum Sportler-Ball
Es spielt die bekannte Studentenkapelle aus Weiden
“Esquires”
(12 Mann)

Wir waren momentan total schockiert und wollten beinahe wieder umkehren, denn wir waren an diesem Tag nur zu viert. Der Macht Ernst hatte sich an einem Finger verletzt und konnte daher auf der Baßgeige nicht mitspielen.

Mit gemischten Gefühlen bauten wir uns auf der Bühne des verhältnismäßig großen Saals auf. Wir beschwerten uns dann auch beim Veranstalter, daß er eine 12-Mann-Kapelle angekündigt hatte. Der Präsident des Sportvereins beruhigte uns und versprach, dies bei der Begrüßung zu regeln.

In seiner Begrüßungsrede hat er uns dann dem zahlreich erschienenen Publikum vorgestellt. Wir fielen fast vom Stuhl, als er sagte, daß er heute Abend leider nur einen Teil der bekannten Studentenkapelle aus Weiden präsentieren könne, da die anderen Musiker auf Tournee im Rheinland seien.

Es ist uns dann doch ziemlich schnell gelungen, die Tanzenden mit unserer Musik zu begeistern.

Wir waren sehr vielseitig: Wir spielten Walzer, Märsche, Polka, Tangos, Foxtrott, Dauerwalzer zum Mitsingen u.ä., und deutsche und amerikanische Schlager. Nur ein angetrunkener Pole wollte immer Polka: „Spielen Polka“ rief er mit einem längeren Messer in der Hand und vor der Bühne stehend. Die langsamen bayerischen Polka waren aber nicht

nach seinem Geschmack. Er wollte *Rosamunde* und ähnlich schnelle „Dreher“, was wir aber erst herausfinden mußten.

Als ich nach etwa zwei Stunden auf die Toilette ging, konnte ich – unerkant als Musiker – folgendes Gespräch mit anhören: „Wos sogst denn Du zu dera Kapell'n?“ „Dei san supa! Dei mächt i amal mit 12 Mann hör'n.“

Wenn wir vor allem im Fasching samstags und sonntags spielten, kamen wir am Montag schon etwas müde und unvorbereitet in die Schule. Aber unser Klaßleiter, Herr Dr. Kröll, wußte von unserer anstrengenden Nebentätigkeit und ließ den Kare und mich in seinem Unterricht in der 5. und 6. Stunde in Ruhe.

Aber eines Tages, in der Abiturklasse, wurden wir beide ins Direktorat bestellt. OstD Dr. Schrott hatte von unserem Musikengagement erfahren und war in Sorge, wir würden dadurch in schlechte Gesellschaft geraten, wenn wir die Nächte beim Musizieren in Tanzlokalen verbringen. Wir zerstreuten jedoch seine Befürchtungen und sagten, daß wir durch unser Mitwirken in dieser Kapelle den anderen ehemaligen Schülern, die bereits studierten, helfen, ihre Finanzen ein wenig aufzubessern. OstD Dr. Schrott ließ sich noch die Notenliste reichen und war dann aber mit unseren schulischen Leistungen sehr zufrieden. Mit wohlwollenden Ermahnungen und viel Erfolg beim Abitur entließ er uns.

Unsere musikalische Tätigkeit setzten wir dann auch in München während des Studiums noch einige Semester fort. Anstelle vom Forster Fex, der ja in Amberg ein Lehrerstudium absolvierte, holten wir unseren Mitschüler Richard Wagner, der in München Germanistik studierte, in unsere Band. Er war eine ideale Ergänzung und erfreute uns durch sein vielseitiges Können und sein Improvisieren auf den Instrumenten. Unser erstes Engagement in München vermittelte uns unser Mitschüler Anton Forster, der Forster Naz. Er studierte Geologie und die Geologen feierten im Institut immer großartig das Barbara-Fest – Schutzheilige des Bergbaus – am 4. Dezember. 1951 durften wir bei diesem Fest zum Tanz

aufspielen. Aber auch bei anderen Studentenveranstaltungen spielten wir im Fasching, z.B. beim Biologenball, beim Chemikerball, bei den Doktoranden im Physikalisch-Chemischen Institut und bei verschiedenen Studentenverbindungen. Ich erinnere mich gern an diese Jahre. Wir hatten viel Freude und Spaß miteinander und unser Taschengeldkonto konnten wir nebenbei auch noch ein wenig aufbessern. Leider ist es nie mehr zu einer Wiederaufnahme unseres musikalischen Hobbys gekommen. Es wäre schön gewesen, wenn wir bei einem Klassentreffen noch einmal hätten aufspielen können. Von unserer Band, die *“Esquires”* sind inzwischen schon zwei Mitglieder verstorben: Der Kutzer Heinz und der Wagner Richard.

Kaleidoskop: Chronik des Jahres

Randglossen zu wichtigen Ereignissen

Professor Moser vergleicht traditionsgemäß die Abiturientenjahrgänge mit guten und schlechten Weinernten. Uns nannte er einen schlechten Jahrgang, der kaum zu genießen sei. Woran liegt es? Wir wissen es nicht. Man konnte doch gar keinen Unterschied zwischen der heurigen Ernte und den älteren Jahrgängen feststellen: Formeln, Gleichungen, Vokabeln, Zahlen – alles wurde gepaukt. Auch wir waren nicht nur Schüler, denn außerschulische Veranstaltungen gehören nun einmal auch zum Schülerleben. Obwohl sie nur am Rande zu liegen scheinen, beleben sie den gleichmäßigen Trott eines viel zu langen Schuljahrs, bringen uns für einen Augenblick in Ekstase, zerflattern wie Nebelfetzen im Wind und zurück bleibt die Erinnerung an einen winzigen Bruchteil unseres Lebens.

Dem Chronisten fällt es schwer, zwei (bzw. drei) Veranstaltungen nicht zu nennen, die Auftakt und Abschluß bildeten.

Weihnachtsfeier

Englischlehrer gehören im Allgemeinen nur in die Englischstunde. Das glaubten wir, als zu Beginn des Schuljahrs „Neuling“ Maltry zu uns kam. Man sagte, er sei aus Amberg gekommen. Amberg ist sehr altertümlich. Alles was von dort kommt, ist scheinbar mit diesem Geschmack behaftet. Deshalb waren wir erstaunt, als unser Mister, der schon England gesehen hat, eine bemerkenswerte Aktivität entwickelte – zuerst recht zaghaft. Mit ihm entstand auch unsere erste große Idee: Wir wollen Weihnachten feiern! Die Atmosphäre im kleinen Josefshaussaal war festlich: Beethovens Appassionata, Gedichte ... Ansprache des Oberstudiendirektors ... Santa Claus by A. Maltry ... lukulische Genüsse ... Alles war begeistert: O du fröhliche, o du selige Schülerzeit!

Fasching

In heiklen Schülerfragen ist sich das Kollegium ziemlich einig. Der geplante Faschingsabend unter der Leitung unseres bewährten Regisseurs entfachte einen Sturm der Entrüstung, einen Sturm im Wasserglas. „Das geistige Niveau sei dazu viel zu niedrig.“ Zuletzt stand es x:2 für uns. Mr. Maltry hatte seine ganze Autorität (!) in die Waagschale gelegt – dafür. Der ‚demokratische‘ Schrott war dagegen – auch K.-H.W. (er kam trotzdem !) Das Schuloberhaupt entschied die Angelegenheit zu unseren Gunsten.

Manche waren skeptisch. Zum ersten Mal ein Tanz gemeinsam mit Lehrern! Es könnte – uns zum Schaden – zu viel aus der Schule geplaudert werden. Spielen mit dem Feuer ist gefährlich!

Unaufhörlich jagte unsere „Kapelle Bauer“ tausende von Töne mit irrsinniger Geschwindigkeit in die dumpfe Atmosphäre des Raums: Der Wein löste die Zungen, die Musik unsere Beine. Alles begann sich zu drehen – zuletzt auch im Kopf. Maltry kam in sein Element. Er sang – eigene Moritaten; er tanzte – mit den neuen Sambasocken: Von oben bis unten ein Gentleman. Er kannte – und verehrte – alle hübschen

Mädchen – (alle?) Kollege Hardt tanzte Samba – Männersamba: Alles johlte. Unser Kröll zog – würgte mit dichterischer Freiheit – seine Kreise, interpretierte wüste Akkorde – und Frauen. Wir waren platt. Das Alter schien die Jugend langsam zu überflügeln. Die Zeit verging wie im Fluge. 10 Uhr – 11 Uhr – unsere echte Kapelle spielte Jazz mit unheimlicher Lautstärke – Polizeistunde längst vorbei – noch immer keine Ermüdung. Das Ende kam mit Gewalt.

Draußen in der eisigen Februarnacht, in den matt beleuchteten Straßen, trieben vereinzelt Pärchen wie nach einem Schiffbruch nach Hause. Leise Töne – vom Winde zerfetzt – drangen an unser Ohr: Ai, ai, ai, Maria ... Vorbei, alles vorbei ...

Wonnemonat Mai

Die Zeit schien geeignet für einen Schulausflug. Mit der Kraftpost in die Fränkische Schweiz: Teufelshöhle, Gößweinstein, Püttlachtal – nette Entspannung. Das Abitur warf bereits trübe Schatten voraus. Man wußte, daß es der letzte gemeinsame Ausflug war. Dementsprechend war die Stimmung! Galgenhumor? Wer wagt es zu behaupten.

Binapfl Hans

Binapfl Hans, gen. „Birz“ oder „Jonny“ 1. Staatsprüfung für das Lehramt an Volksschulen – Stipendium; Studium in München. 1. Staatsprüfung 1956 und 2. Staatsprüfung 1958 für das Lehramt an beruflichen Schulen. Studienrat – Fachbetreuer für Maschinenbau ab 1958. Oberstudienrat – Abteilungsleiter für alle Metallberufe ab 1964; Studiendirektor – Seminarlehrer für Metalltechnik und für das Zweifach Sozialkunde ab 1973; 153 Referendare ausgebildet. Ab 1985 Oberstudiendirektor: Leiter der größten Berufsschule Bayerns in Weiden mit den Außenstellen Vohenstrauß und Eschenbach: 164 Klassen, 135 Lehrkräfte, 3555 Schüler.

Der „gefährliche“ Verkehrsunfall

Es war einmal ... (und so beginnen alle Märchen. Aber es handelt sich hier um eine wahre Geschichte und wieder einmal um einen Streich aus unserem Schulalltag) ... an einem Mittwoch im Mai anno 1948. Wir waren demnach im letzten Viertel der 6. Klasse. Turnen, wie das Fach zur damaligen Zeit noch genannt wurde, war auf dem Hammerweg-Sportplatz angesagt. Wir tobten uns beim Feldhandball- und Faustballspiel so richtig aus. Müde und verschwitzt schleppten wir uns anschließend in die bescheidenen, für die heutige Zeit schon aus hygienischen Forderungen unmöglichen Waschräume. Duschen waren keine vorhanden und Warmwasser gab es schon gar nicht. Eine gründliche Reinigung war aus Zeitgründen nicht möglich, denn wir sollten nach 20 Minuten wieder in der Schule im Unterricht sein. Da kam der Forster Naz auf die gute Idee, bei Elli, die in der Nähe des Sportplatzes wohnte, auf eine kleine Brotzeit vorbei zu schauen. Gesagt, getan. Wir, Naz und ich, machten einen kleinen Umweg und ließen uns die Wurstspezialitäten aus dem Eslarner Metzgerladen wohl schmecken. Natürlich durfte auch ein gepflegtes Bier nicht fehlen ... „Naz, schau mal auf die Uhr, wir kommen sauber zu spät!“ „Zu spät dürfen wir nicht kommen, also bleiben wir noch bis zur nächsten kleinen Pause um 11.15 Uhr.“ Die Zeit verflieg so schnell, daß wir auch um 11.25 h den Anschluß an die

Klassengemeinschaft nicht schafften. „Was sagen wir nur, wenn wir erst während der 5. Stunde kommen?“ Wir überlegten uns eine passende Entschuldigung – die Klasse wußte ja, wo wir waren. Da kamen wir auf die Idee, einen Unfall vorzutäuschen. Wir fuhren mit unseren Rädern in die Wohnung vom Naz in die Kurfürstenstraße, die auf dem Weg zur Schule lag und besorgten uns Mullbinden zur „Wundversorgung“. Rote Tusche sollte das Blut vortäuschen. So platzten wir dann gegen 11.45 Uhr als ‚Schwerverletzte‘ in den Englischunterricht bei Frau Deubel. Die Klasse brüllte ob unserer Maskerade. Niemand hatte mit uns Mitleid; nur Frau Deubel war bereit, unseren Zustand zu bedauern. Wir entschuldigten uns natürlich geziemend wegen unseres Zuspätkommens und wollten den „Unfall“ schildern. Aber unsere Klassenkameraden lachten nur noch lauter. Da schrie Frau Deubel dazwischen: „Da gibt es gar nichts zu lachen, Männer. Das kann ganz schlimm ausgehen! Denken Sie nur an Tetanus!“

Wir setzten uns mit schmerzverzerrten Gesichtern auf unsere Plätze. Zum Arzt gingen wir, trotz Empfehlung von Frau Deubel, zwar nicht, aber einige Tage mußten wir den Wundverband trotzdem noch tragen.

Zahlungsunwillige „Hammel“

In den Nachkriegsjahren bis einschließlich 1947 gab es Tag für Tag für alle Schüler die Schulspeisung – eine gute Tat Amerikas und ein Beitrag zu unserer demokratischen Umerziehung. Die Auswahl der Gerichte war zwar nicht allzu groß: Erbsensuppe mit Würstchen, Grießbrei mit Rosinen, Kakao mit Semmel u.ä. Wir waren dennoch allesamt dafür dankbar. Erstens waren wir nicht verwöhnt mit dem Essen, zweitens war diese Essenspause eine willkommene Unterrichtsunterbrechung und drittens entwickelte sich hieraus auch ein gewisses Ritual: Meist verstanden wir durch geschickte Regie oder Manipulation (oft auch in Absprache mit dem Hausmeister) die Schulspeisung so zu legen, daß

der Lehrer seine geplante Ex nicht halten konnte und auch nicht mehr zum Ausfragen kam.

Aber am Monatsende mußte für die Schulspeisung auch bezahlt werden und ich als Klassensprecher hatte die undankbare Aufgabe, das Geld dafür einzutreiben. Die meisten Klassenkameraden hatten dann kein Geld dabei oder gaben vor, keines zu haben. Die Prozedur des Geldeinsammelns zog sich dann meist länger als eine Woche hin. Öfter mußte ich sogar das Geld anmahnen, was trotzdem manchmal ohne Erfolg blieb. Der Kon(rektor) mit dem Spitznamen ‚Ballon‘ war der Schulgeld- und Schulspeisengeldkassierer vom Dienst. Sein energisches und unüberhörbares Klopfen kündigte immer die gleiche Zeremonie an: Er riß die Tür auf, grüßte laut und deutlich mit „Tschung!“ (Entschuldigung) und fragte nach dem Klassensprecher. „Wo ist das Geld für die Schulspeisung? – Diese Klasse ist immer die letzte, die das Geld abliefern!“ Ich gab immer die gewohnte Antwort: „Ich kann doch nichts dafür, wenn einige Mitschüler nicht bezahlen können!“ Dann brummte der ‚Ballon‘ etwas zornig: „I woaß scho, fress’n woll’ns, die Hammel, aber zahl’n woll’ns nix. In drei Tagen komm i wieder und will mei Geld. – Tschung, Herr Kollege!“ Und schon war er wieder draußen.

Der Sprung ins kühle Naß

Es war im Juli 1948, also am Ende der 6. Klasse und kurz nach der Währungsreform. Die Klasse ging mit dem Zeichenlehrer Hagl wieder einmal zum Zeichnen ins Freie. Meist saßen wir in der Scheibenstraße neben der Oberrealschule und versuchten als „angehende Künstler“ unser Glück, den Flurerturm so recht und schlecht auf unseren Zeichenblock zu bannen. Aber an diesem sonnigen Julitag hatte unser gutmütiger Zeichenlehrer mit unserer Klasse etwas Besonderes vor: Es sollte ein Versuch werden. Wir schlenderten über den Schlörplatz in Richtung Naabbrücke, überquerten diese und bogen scharf nach rechts ab. Nach ca 200m ließen wir uns auf der Naabböschung im saftigen Grün nieder,

um das andere Ufer samt Ufermauer und Bäumen zu skizzieren. Da kam nach kurzer Zeit unser Mitschüler Dieter Fick – als starker Raucher und kurz nach der Währungsreform meist in Geldnöten – auf eine blende Idee. Es sollte wieder einmal eine Gaudi werden: „Für fünf D-Mark springe ich in die Naab!“ Wir versuchten, diesen Gag zu finanzieren. Aber bald mußten wir dieses Vorhaben aufgeben, denn das Sammelergebnis lag unter zwei D-Mark und für diesen Betrag wollte der Dieter sich nicht naß machen. Das Geld wurde wieder zurückgegeben und die beabsichtigte lustige Aktion wäre damit selbst fast ‚ins Wasser gefallen‘. Aber es gab ja damals noch echte Helden, die auch ohne Geld springen wollten. Einer dieser ‚Helden‘ war der Naz: Gesagt, getan und Naz entledigte sich seiner Jacke, nahm Bleistift und Zeichenblock in die Hand und sprang ins Wasser. Obwohl die Naab an dieser Stelle höchstens 1,60 m tief war und Naz daher problemlos stehen konnte (er war einer unserer Größten), rief er lauthals um Hilfe. Der Zeichenlehrer forderte uns auf, dem „Ertrinkenden“ zu Hilfe zu eilen und zu retten. Wir zogen ihn ans Ufer: Unser ‚Held‘ war durch und durch naß. „Er sei abgerutscht und wäre fast ertrunken“, beteuerte der ‚geschockte‘ Gerettete. Erschrocken vom tragischen Unfall, schickte unser Lehrer den patschnassen Klassenkameraden heim. Wir mußten Hagl versprechen, nichts zu sagen, damit dies ja nicht der Herr Oberstudiendirektor erfahren würde. Ein zweiter Zeichenunterricht an der Naab fand wegen dieses Vorfalles dann leider nicht mehr statt – schade. Dieter Fick schied am Schluß der 6. Klasse aus.

Bauernseufzer machen’s möglich

Sigi, ein As im Deutschen und in den Fremdsprachen, stand mit der Mathematik auf dem Kriegsfuß. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als sich bei Mathe-Schulaufgaben „eins zu leihen“ zu nehmen. Denn schon das Wort „Mathe-Schulaufgaben“ war für ihn ein Horror. Aber in den Fä-

chern Englisch und Latein konnte er sein Umfeld mit genügend Material versorgen, was für manchen das schulische Überleben bedeutete.

Und wieder einmal stand eine Matheschulaufgabe auf dem Programm. Sigi mußte nun daher seine „Lieferanten“ wieder darauf einschwören, ihm die Lösungen, natürlich streng geheim und vor allem rechtzeitig, zur Verfügung zu stellen, was auch gelang.

Nach der Schulaufgabe ging Sigi erhobenen Hauptes auf unseren Mathelehrer Moser zu („nicht verwandt und nicht verschwägert“ mit dem berühmten Schauspieler Hans Moser, aber trotzdem manchmal sehr ulkig – vor allem wegen seiner stets stereotypen Aufforderung: „Sind Sie ruhig dahier“, auch wenn niemand gesprochen hatte) und sagte: „Herr Professor, heute ist es mir bei der Klassenarbeit sehr gut gegangen. Ich glaube, das machen die Bauernseufzer aus, die ich heute früh schon gegessen habe.“

Wir sagten zum Sigi: „Trau diesem Frieden nicht und lerne die Aufgaben, die du richtig hast, auswendig. Er wird dich sicher an die Tafel holen. Damit kannst du dann beweisen, daß du die Aufgaben selber gelöst hast. Sigi lachte nur und meinte, daß der Moser gar nicht auf diese Idee kommen würde.

Nach etwa einer Woche wurde die Schulaufgabe zurückgegeben und Moser fragte den Sigi zynisch: „Haben Sie heute auch schon Bauernseufzer gegessen?“ Sigi zögerte und sagte: „Nein, heute leider noch nicht!“ Moser: „Na ja, dann probieren Sie es jetzt mal ohne Bauernseufzer!“ Und schon war das Malheur an der Tafel passiert. Spöttischer Kommentar Mosers: „Dann waren es ja doch die Bauernseufzer!“

Die „fehlerfreie“ Lateinübersetzung

Mit Sicherheit hätte ich das Fach „Latein“, abgewählt, wenn dies während unserer Schulzeit möglich gewesen wäre. Heute sehe ich dies bei der Vielfalt der Begriffe mit lateinischer Herkunft, die mit einem lateinischen Grundwissen leicht geklärt werden können, wohl von einer

anderen Seite. Aber damals, in den vierziger Jahren, musste sich mancher Schüler von einer lateinischen Schulaufgabe zur andern durchmögeln. Dann war auch Spicken angesagt. Und es waren vor allem gute Lateiner, besonders in der unmittelbaren Nachbarschaft, gefragt. Aber wie war es dann bei den mündlichen Übersetzungen, wenn der Hardt Peter, unser gestrenger Lateinlehrer, neben dem Schüler stand, der gerade übersetzen mußte? Niemand konnte dann helfen, nicht einmal der beste Freund.

Von einer Lateinstunde zur nächsten mußte als Hausaufgabe ein Text übersetzt werden. Ich wußte mir zu helfen und lernte den übersetzten Text auswendig. Es war eine mühevollere Arbeit, aber ich konnte wenigstens den Text ganz langsam vortragen, wenn ich meinen großen Auftritt hatte. Wieder einmal war es soweit und der „Birz“, so nannte man mich, war dran. Mit meinem Zeigefinger fuhr ich die Zeilen entlang und „übersetzte“ den Text. Kaum hatte ich mit meiner Vorstellung begonnen, lachte der Hardt Peter lauthals heraus, schaute in mein Buch und stellte fest: „Da haben wir ja einen Wunderknaben. Der übersetzt einen falschen Text richtig. So etwas habe ich noch nicht erlebt. Wie machen Sie das nur?“

Ich hatte den Text von Seite 50 auf Seite 48 übersetzt. „Herr Professor, ich habe die Texte der letzten Unterrichtsstunde so oft durchgearbeitet, daß ich nun diesen schon auswendig kann und ihn daher auch ohne lateinische Vorlage so gut vortragen konnte. Da habe ich mich nur beim Aufschlagen des Buches geirrt.“

Hardt mußte mich aber durchschaut haben, denn die Note und sein Kommentar ließen dies vermuten: „So, so – und das soll ich Ihnen glauben?“

Federl Heinz

Ein nachhaltiges Erlebnis aus der Schulzeit

Es ist nun schon 52 Jahre her, daß wir unsere „Oberrealschule Weiden/Opf.“ – so steht es auf dem Reifezeugnis vom 13. Juli 1950 – verlassen haben, um uns dem wichtigsten Lebensabschnitt, Beruf und Familie, zuzuwenden. Gedanken an die so weit zurückliegende Schulzeit sind da und dort verschwommen. Dennoch gibt es das eine oder andere Erlebnis, an das man sich so gut erinnern kann, als ob es sich erst ereignet hätte. Und so eines möchte ich jetzt zum Besten geben.

Die Schulspeisung war Ursache mit katastrophaler Wirkung, aber gutem Ausgang.

Es war wohl 1948, im Frühjahr. Wir waren also in der 6. Klasse, als wir – wie immer – während des Unterrichts zur Schulspeisung in den Keller des Schulgebäudes gingen; mit einem „Bombenkohldampf“ im Magen. Was es an diesem Tag gegeben hat, etwa Haferflockenbrei mit Kakaopulver oder Eierspeise aus amerikanischem Eipulver, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Aber eines weiß ich noch ganz genau: Die für die Essensausgabe zuständigen Damen (ich erinnere mich an eine ältere, schon etwas geduckt gehende, gutmütige Frau und eine jüngere, große, starke, um nicht zu sagen ganz schön beleibte, aber immer etwas mißmutige „Bavaria“, die aus riesigen Aluminiumtöpfen das Essen in die von uns hingehaltenen Teller schöpften) nach kräftigen Helfern riefen. Diese sollten neue volle Töpfe aus der „Panzerkaserne“, wo sich – wiederum im Keller – die Küche befand, holen. Der „Bode“ (Bodensteiner Herbert), der „Cox“ (Dietl Rudi), und ich waren es regelmäßig, die sich „aufopfernd“ zur Verfügung stellten, die nicht leichten Töpfe über den Schulhof zu schleppen. War die Anstrengung doch immer mit einem „Nachschlag“ verbunden; so auch diesmal.

Wir Drei aßen unsere ein bis zwei zusätzlichen Teller mit großem Genuß und in aller Ruhe, obwohl unsere Klasse schon vor einiger Zeit nach oben gegangen war. Als schließlich auch wir das Klassenzimmer

betraten, stellten wir fest – und eigentlich wußten wir's schon vorher – daß eine neue Unterrichtsstunde begonnen hatte: Biologie bei „Gingobalolo“, alias Professor Hettwer, der dabei war, mündlich zu prüfen. Und ich hatte nichts gelernt. Und tatsächlich! Kaum, daß wir uns auf den Platz gesetzt hatten, rief er mich als Nächsten auf. Was sollte ich machen? Mir fiel nichts besseres ein, als zu sagen: „Entschuldigen Sie bitte Herr Professor, ich fühle mich nicht wohl, ich muß krank sein.“

Er blickte mich erstaunt und skeptisch an und ich beeilte mich, ihn darum zu bitten, mich nicht zu prüfen. Dann aber Hettwer: „Krank? Ha! Das kann ja jeder sagen. Beantworten Sie gefälligst meine Frage!“ Ich: „Ich kann leider nicht!“ Hettwer: „Dann setzen Sie sich. Sechs!“

Ich hatte das Gefühl, als ob er mir den „Sechser“ nicht ungerne verpaßte, denn ein leichtes zynisches Lächeln huschte über sein Gesicht, als er diese Note in sein Notizbuch eintrug. Vielleicht hatte er mich in Verdacht, einer von denen gewesen zu sein, die ein paar Wochen früher einen großen Granitstein von der gegenüberliegenden Baustelle in seinen nur notdürftig umzäunten, frisch angesäten und angepflanzten Gemüsegarten in der Hohenstaufenstraße geworfen haben.

Was sollte ich tun? Der „Sechser“ war mir absolut unangenehm. Ich stand auf und sagt: „Entschuldigung, mir ist schlecht. Ich möchte auf das Direktorat gehen, um mich vom Unterricht befreien zu lassen.“ Professor Hettwer: „Ja, ja, das können Sie tun, geh'n Sie nur.“

Auf dem Direktorat erlaubte mir Herr Oberstudienrat Schmitt, heimzugehen, was ich aber nicht tat. Vielmehr ging ich zum Hausarzt unserer Familie, der am Oberen Markt seine Praxis hatte. Oder genauer: Ich lief dort hin, weil ich mir in erhitztem Zustand mehr Chancen ausrechnete. Ich wollte ein ärztliches Attest haben, daß ich krank sei. Nach kurzer Untersuchung und Fiebertmessungen bekam ich die Bescheinigung auch, und zwar mit der Diagnose: Grippaler Infekt.

Ich ging zur Schule zurück. Da unsere Biologiestunde schon beendet war, erkundigte ich mich auf dem Direktorat danach, wo Professor Hettwer im Augenblick Unterricht halten würde. Man sagte mir das

Klassenzimmer und ich bat ihn über den Schüler, der auf mein Anklopfen die Tür öffnete, heraus. Mir ist noch gegenwärtig, daß mein Herz laut klopfte und meine Hand zitterte, als ich Professor Hettwer das Attest überreichte. Ich befürchte, daß er meine Aufregung bemerken würde. Stattdessen sagte er nach geraumer Zeit: „Na ja, unter diesen Umständen kommt die Sechs wieder raus.“ Sprach's, zog sein Notizbuch und machte einen Vermerk.

Und er hat's tatsächlich getan. Gewissensbisse habe ich mir damals nicht gemacht, denn ich war an diesem fraglichen Tag „wirklich nicht gut beisammen“. (Wegen der großen Schulspeisungsmengen?)

Natürlich traute ich meinem stets von Ironie bis hin zu leichtem Zynismus getragenen Professor nicht. Er würde mit Sicherheit versuchen, mich ein anderes Mal zu erwischen. Aber: „Du erwischst mich nicht!“, sagte ich mir und fing an, in Biologie und Chemie mehr zu lernen, was mir gerade in Biologie doch einigermaßen schwer fiel. Die erfreuliche Konsequenz waren bessere Noten in diesen Fächern bis hin zu – ich bitte für meine mangelnde Bescheidenheit um Entschuldigung, wenn ich dies verrate – zwei „sehr gut“ im Reifezeugnis.

Professor Hettwer war in blendender Laune, als wir auf dem „Abs-Ball“ im Vereinshaus an der Bar (diese war oben auf der Empore eingerichtet) einige Stamperl darauf tranken.

Und was kam nach dem Abitur?

Ungewissheit darüber, welchen Beruf man anstreben sollte, war wohl die beherrschende Stimmung nach dem Schulabschluß. Ein Studium kam nicht in Frage. Die finanzielle Situation unserer Familie in den Nachkriegsjahren ließ dies nicht zu.

Die Unbekümmertheit der Jugend war es, die meinen Freund Strobel Kare und mich damals hat sagen lassen, jetzt machen wir erst mal Urlaub und fahren mit dem Bicycle nach Bad Tölz, natürlich in weiblicher Begleitung (Betty Pausch, meine spätere und jetzige Ehefrau und

ihre zwei Schwestern). Leider gab es beim Kare kurz vor der Abfahrt Probleme und ich fuhr – bis München – einfach alleine.

Die Damen zogen es vor, mit dem Zug zu fahren und von München aus nur die letzten 60km mit mir zu radeln. Es waren wunderschöne 14 Tage, die wir mit Tölzer Freunden und der Familie von Bettys großer Schwester „gebirgswandernd“ (Brauneck, Benediktenwand) und „seebadend“ (Kirchsee, Kogler Lak) verbrachten. Nur – das Geld wurde bald knapp. Es wurde noch knapper, als ich die Kosten für das Schweißen des gebrochenen Fahrradrahmens (es war das alte Fahrrad meines Vaters; ein eigenes hatte ich leider nicht) blechen mußte. Aber ich kam, wieder allein fahrend, heim.

Mit den letzten 30 Pfennig kaufte ich mir in Obertraubling 50g Leberwurst und 3 Semmeln als Proviant für die restlichen 120 km.

Der Kießling Siegfried, so glaube ich, war es, der dann Ende August wußte, daß man eine sogenannte Einstellungsprüfung für den Bayerischen Staatsdienst machen kann. Diese fand im Vereinshaus statt. Wir zahlten eine nicht unbeträchtliche Gebühr und bestanden die Prüfung, die Wettbewerb-Charakter hatte. Dabei waren auch der Kießling Siegfried und der Dietl Rudi. Das Angebot des Ministeriums als „Beamtenanwärter für den gehobenen, nichttechnischen Verwaltungsdienst“ (Inspektorenanwärter) einzutreten, nahm ich damals gerne an, gab es doch hierfür auch schon eine Bezahlung, sogen. Anwärterbezüge, die im ersten Jahr ca 80,- DM, im zweiten 120,- DM und im dritten 160,- DM pro Monat betrug. Viel war es nicht; es sollten davon der Unterhalt, das möblierte Zimmer in Bayreuth und die Fahrtkosten der Bundesbahn (ich fuhr übers Wochenende immer nach Hause!!) bestritten werden.

Tätig war ich bei der Landesversicherungsanstalt Oberfranken und Mittelfranken in Bayreuth, einer Körperschaft des öffentlichen Rechts mit einer Belegschaft von über 2000 Mitarbeitern im Laufe der Jahre, ab 1. April 1951. Nach bestandener Anstellungsprüfung (Inspektorprüfung) im Juni 1954 fühlten wir uns (meine Kollegen in gleicher Situation und ich) mit einem Salaire von 333,- DM brutto im Monat wie Könige.

Es begann aber auch die Arbeit – ganz intensiv. Schließlich wollte man auch beruflichen Erfolg haben. Chancen gab es in einer so großen Behörde, aber auch Konkurrenz. Durch zusätzliche Tätigkeiten (Ausbildung der Inspektorenanwärter; ab 1970 als Lehrbeauftragter an der Bayerischen Fachhochschule für Sozialverwaltung in München – 20 Jahre lang; fachschriftstellerische Tätigkeit auf dem Gebiet der gesetzlichen Rentenversicherung usw.) war es möglich, sich für schnelles Vorwärtskommen zu profilieren, allerdings schon zum Leidwesen der Familie, die empfand, daß zu wenig Zeit für sie übrig bliebe.

So durchlief ich den gehobenen Dienst bis 1979 (Regierungsinspektor bis Regierungsoberamtsrat). Aufgrund langjähriger Tätigkeit in der Grundsatzabteilung der Landesversicherungsanstalt räumte man mir den Aufstieg in den höheren Dienst ein. So wurde ich 1980 Regierungsrat, 1983 Oberregierungsrat und 1991 – als Leitender Referent – Regierungsdirektor.

Am 1. August 1994 trat ich nach 43-jähriger Dienstzeit, knapp 65-jährig, in den Ruhestand.

Bleibt zu erwähnen, daß ich seit Juli 1956 mit meiner Betty verheiratet bin. Wir haben drei Töchter (Beata-Maria: 1959; Andrea-Maria: 1965 und Irina-Anja: 1967), die in Würzburg, Hamburg bzw. Bayreuth leben. 1973/74 haben wir ein Einfamilienhaus gebaut und wohnen seither in Bindlach *“near”* Bayreuth.

Kaleidoskop: Welt der Frau – Empfang!

Im Hofe waren wir versammelt,
doch schien die Schule wie verrammelt.
Kein Mensch nahm gütig sich unser an,
wir standen verlassen und einsam am Plan.
Und harrten der Dinge, die da kommen sollen
mit leise-heimlichen Bangen und Grollen.

Doch endlich die Türe auf sich tat
und heraustrat ein Herr Oberstudienrat.
In aller Eile verlas er die Namen
und wir erfuhren, in welche Klasse wir kamen.
Oh, ich weiß es noch sehr wohl,
uns war das Herz von Angst so voll,
als wir vor der Tür des Klassenzimmers standen
und alle zusammen den Mut nicht fanden,
kühn einzutreten und zu sagen:
„Hier sind wir! Nun öffnet für uns den Laden.“

Das war ein Geluge, Gehorch und Gewisper,
doch, ach, es zeigte sich nicht mal ein Mister.
Auch war's drin im Zimmer so still und hehr,
daß wir glaubten, es sei völlig leer!
Nun, es ging nicht an, noch länger zu warten,
es half nichts, wir mußten uns bequemen und starten.
Wer macht den Anfang? Das war die Frage.
Und wenn ich mich recht zu erinnern getraue,
so war Mariechen die mutige Frau,
die kurz entschlossen die Klinke drückte
und allen voran ins Zimmer einrückte.
Drinne herrschte betretenes Schweigen,
niemand wollte uns ein „Willkommen“ zeigen.
Sie saßen da mit verschlagener Stimme
und musterten uns mit neugier'ger Miene.
Jetzt nur noch ein Wörtchen über ihre Generosität,
ja, sie war wahrlich eine große Rarität.
Oh, sage und schreibe, wie ist es nur möglich,
sie waren ja so außerordentlich höflich:
Ihre lobenswert-edle Selbstlosigkeit
hielt für uns die Plätze der düst'ren Türseit' bereit.

Vielleicht, liebe Kam'raden, war euch das gar nicht bewußt
und ich hab euch – maybe – zu unrecht berußt.
Wenn ja, dann meldet euch sogleich zur Stell',
damit ich den Ruß wegwasch' mit reuiger Seel'.

Forster Gisela

Forster Gisela, geb. Kampe (8c) 1947 machte ich mit der damaligen 7. Klasse (Abiturjahrgang 1948) den Tanzkurs, wo ich auch meinen späteren Mann Michael kennenlernte. Während er studierte, war ich ab Herbst 1950 sechs Jahre am Amtsgericht Weiden beschäftigt. 1954 heirateten wir. 1956 ließ sich mein Mann in Vohenstrauß als Tierarzt nieder. Von da an arbeitete ich, neben meinem Hausfrauenberuf, bis zu seiner Pensionierung 1990 in der Praxis mit. Es galt ja Aufbauen, Hausbauen usw.

Wir haben 2 Kinder. Der Sohn ist ebenfalls Tierarzt und führt die Praxis des Vaters weiter. Die Tochter ist Apothekerin in Oberbayern. Heute erfreuen uns 2 Enkelkinder.

Gute Erinnerungen?

Die 2 Jahre im Lyzeum, wo wir nachmittags Unterricht hatten, gehören zu den schwierigsten in meinem Leben. Als Flüchtling aus Oberschlesien hatte ich zwar keine Integrationsprobleme, aber der Kampf ums tägliche Dasein überschattete alles. Wir waren völlig mittellos und sich einmal satt essen zu können unser größter Wunsch.

Mein Vater fiel kurz vor Kriegsende, meine Mutter mußte arbeiten, ich betätigte mich vormittags im Haushalt – mußte mich um meinen 4 Jahre jüngeren Bruder kümmern, der das Augustinus-Gymnasium besuchte und dann später Medizin studierte. Freizeit war ein Fremdwort.

An besondere Ereignisse oder Episoden während der Oberrealschulzeit in der 8c kann ich mich nicht erinnern. Meine Klasse bestand hauptsächlich aus Fahrschülern. Auch die meisten Mädchen waren Aus-

wärtige. Es gab daher keine gemeinsame Freizeitgestaltung. Nach dem Unterricht ging jeder seine Wege.

Fuchs Lorelies

Fuchs Lorelies, geb. Krägel Herbst 1951 bis 1953 Ausbildung als LTA – Fachgruppe Agrikulturchemie in Hohenheim mit Abschluß Staatsexamen. Dann Institut für Bodenkunde; Institut für Grünlandwirtschaft; Führung des Labors der Futtermittelfabrik Fundel in Ulm; Institut für Tierhygiene in Freiburg/Brg.

1961 Heirat mit meinem „Ulmer Fuchs“. Geburt der Tochter Elke und 1964 von Sohn Detlef. „Mitarbeitende Ehefrau“ in der Firma meines Mannes. Dann Halbtagsstelle im Planungsamt Ulm. 1972 Übersiedlung nach Berlin mit Stelle beim Bundesamt für Getreide; ab 1975 Institut für Bodenkunde der TU Berlin; ab 1977 Institut für Botanik (TU Berlin) bis zur Rente 1991. Und nun wieder Hausfrau.

Meine Jahre in Weiden

Unsere b-Klasse hatte zu einem Faschingsfest auf die Blockhütte eingeladen – aber irgendwie hatte man Ursel Hülsmann und mich übersehen: Wir waren nicht direkt aufgefordert worden. Da wir aber unbedingt dabei sein wollten, haben wir uns an dem betreffenden Tag kostümiert (eine von uns als Waldschrat – ich glaube die Ursel) und konnten durch irgend jemand (vermutlich mit dem Auto) etwas verspätet zum Veranstaltungsort gebracht werden. Es war trotzdem ein lustiges Fest. Ich glaube, daß sich alle teilnehmenden Mitschüler gefreut haben.

Von der Aufnahme in die Mädchenschule muß ich lobend berichten, daß ich mit Renate Schultz aus Königsberg als einzige Flüchtlinge in die Klasse kam – wir wurden bestens „integriert“, sodaß wir uns in unserem „Elend“ trotzdem wohl fühlten. Schwieriger war es für mich, nach meinem landwirtschaftlichen Lehrjahr in Ullersricht wieder in den Schulbetrieb – nun bei den Buben in der Oberrealschule – einzu-

steigen. Ich kam ja sozusagen direkt vom Schweinestall in die Penne. Meinem Wunsch und der Vorstellung, landw.-technische Assistentin zu werden, kam mir nun die Mitteilung entgegen, daß das nun wieder ginge, entweder in Weihenstephan oder Stuttgart-Hohenheim, daß aber Bewerberinnen mit Abitur bevorzugt würden. Und so blieb ich gern in der Oberrealschule und wurde in meinem Entschluß, etwas mit Biologie und Chemie zu „studieren“ durch den Unterricht bei unserem guten Hettwer bestärkt. Da wir aber (Mutter bekam wohl noch Wohlfahrtsunterstützung) keine Mittel für diese Ausbildung hatten, ging ich gleich nach dem Abi nach Zürich als „Hausmaidli“. Das hatte außer dem Fränkli-Verdienen noch den Vorteil, meinen Bruder wiederzusehen, der 1944 als lungenkranker Schüler nach Davos kam, bei Kriegsende interniert wurde, in Chur die Schweizerische Matura machen konnte und dann in Zürich an der ETH studierte. So erlebte ich ein arbeitsreiches Jahr im Schlaraffenland nach Trümmer-Deutschland.

Goettgens Ursula

Goettgens Ursula, geb. Hülsmann *Mein Versuch, nach 6 Klassen die Mädchenoberschule zu verlassen, schlug fehl. Ich hätte gerne ein Kunsthandwerk erlernt, wollte Goldschmiedin werden. Das war unter den gegebenen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit. So ging ich weiter zur Schule, eben in die Oberrealschule für Buben, bis zum Abitur. Dann Beschäftigung mit der Fotografie mit Schule für Kunst und Handwerk in Saarbrücken. Dann München bei einer bekannten Modefotografin mit Reisen nach Berlin, Rom, Paris, Florenz. Zur sprachlichen Verbesserung Besuch des Dolmetscherinstituts in München. Dann Heirat: Drei Kinder. Umzüge nach Regensburg - Traunstein - Lindau - jetzt Kempten. Stolz Großmutter mit sieben Enkelkinder.*

Der Roth

Er gab in unserer Klasse Deutsch. Ich sehe das Klassenzimmer noch vor mir. Die Herren Schüler waren zusammengerückt und hatten uns Mädchen galanterweise die Fensterreihe überlassen. Ich saß in der vorletzten Bank neben der Loli (Krägel) und hatte dadurch einen ganz guten Überblick. Deutschstunde war angesagt. Dr. Roth betrat das Klassenzimmer, d.h., als erstes schob sich ein vorgerecktes Kinn und ein Stück Bauch durch die Tür, die sich dann zu einer dunklen, untersetzten Gestalt ergänzten.

Ich sehe ihn noch vor uns stehen: Eine unangenehme Autorität ging von ihm aus. In der einen Hand hielt er ein schwarzes Notizbuch, mit der anderen zückte er schwungvoll einen kleinen spitzen Bleistift und senkte dann mit bedeutungsvoller Miene Blick und Stift in das Büchlein mit den Worten: „Na, dann nehmen wir mal ...“ Beklommene Stille lag im Raum – die Schüler wurden einen Kopf kleiner, man ging sichtlich in Deckung. Dann kam es: „... Kühn!“ Die zwei Betroffenen rutschten noch ein Stück in die Bank. Welchen von den beiden würde es wohl treffen? „Justus!“ tönte die Stimme. Die Würfel waren gefallen; da half nun nichts mehr. Möglichst gelassen schob sich das Opfer aus der Bank

und stand auf, während der Rest der Klasse erleichtert aufatmete, für diesmal davon gekommen zu sein.

Mit Schaudern denke ich noch an einen Vortrag, den ich in der Deutschstunde halten sollte. Zum Thema sollten wir uns einen Dichter, Schriftsteller oder Dramatiker aussuchen. Weiß der Teufel, warum ich ausgerechnet Henrik Ibsen wählte, von dem ich eigentlich keine Ahnung hatte. Die Vorbereitung zuhause erwies sich als ziemlich zähe und lustlose Sache und was ich an Material zusammenfand, gab wenig Interessantes her. „Na, ich werd' schon nicht dran kommen.“ Doch, ich kam dran, ausgerechnet ich mit diesem blöden Ibsen! Irgendwie brachte ich meinen ‚Vortrag‘ hinter mich, draußen am Pult vor der Klasse. Danach traf mich die Vernichtung: Dr. Roths Stimme klingt mir heute noch in den Ohren. Ein Reich-Ranicki hätte es nicht ausdrucksvoller sagen können: „HULS-MANN - DAS - WAR - NICHTS!“ Entsprechendes wird dann wohl auch im schwarzen Notizbuch vermerkt worden sein.

Viele Jahre später

Eine nette Begebenheit erlebte ich viele Jahre später in Lindau am Bodensee, wohin es mich mit meiner Familie verschlagen hatte. Ich suchte für meine 8-jährige Tochter eine Klavierlehrerin. Eine Bekannte empfahl mir eine nette Frau, die Privatunterricht gab und mit Kindern sehr gut umgehen konnte. Ich war in den ersten Stunden dabei. Wir kamen ins Gespräch und da ging es auch mal über unsere Schulzeit. Nach und nach stellte sich heraus, daß wir in Parallelklassen in Weiden in die Mädchenoberschule gegangen sind.

Weil sie damals Fahrschülerin war, hatte man nicht so viel Kontakt miteinander gehabt. Diese Frau Mühldorfer, wie sie jetzt hieß, entpuppte sich als Krahe Maria, die nicht weniger erstaunt war, in jener Frau Goettgens die Hülsmann Ursel wieder zu erkennen.

Kaleidoskop: Glossen

Professor Martin Auer zu den Mädchen der 8c: „Ich bin mit euch sehr zufrieden. Kmh, lernt nur so viel, daß eure Mitschüler vor Neid erblasen!“ Ein anderes Mal: „Brunner, warum lernen'S denn gar so stur auswendig? Auch ihr Evastöchter dürft euren gesunden Menschenverstand nicht ganz vergessen!“

„Traurig, daß Sie in der 8. Klasse noch nicht mal richtig lesen können.“ rügt Kormann. Aschenbrenner beleidigt: „Wir haben praktisch auch keine Zeit zum Üben gehabt.“

Auer'sche Witze, sogen. „Martinsgeist 1950“.

„Neulich habe ich in der Zeitung gelesen, daß bei einem Beleidigungsprozeß gesagt wurde, kmh, der ‚Götz von Berlichingen‘ sei in Bayern keine Beleidigung, sondern drücke Staunen, Bewunderung und dergleichen aus.“ Pfeiffer im Hintergrund: „Da leckst mi doch glei...“.

Warum sind die Himbeeren rot? Damit man sie von Eisbee(ä)ren unterscheiden kann!!!

Endlich: Unser beliebter Schulhumorist Dr. (jeweilige Anmerkung von Auer: Ich bin nicht Dr., meine Frau ist Dr.) Martin Auer gibt bekannt, daß der dritte und vierte Band seiner „Witze zu passenden und unpassenden Gelegenheiten, (Untertitel „Fest lachen“), diesmal wegen großer Nachfrage in verstärktem Umfang im Schulverlag erschienen ist.

Von Dr. August Maltry erscheint: Autorität und ihre Bedeutung für den Lehrer.

Lesen Sie „Wiesmüller s Geographie über die USA.“ Hier eine Leseprobe: Texas ist ein Land der Superlative. Angebaut werden namentlich Gemüse, Baumwolle usw.

Professor Dr. Hauschild: „Die Mathematik und ihre Anwendung in der Hauswirtschaft“. Dieses Werk ist besonders für angehende Hausfrauen geeignet.

Aus dem Aktenvermerk der 8a-Klassenverwaltung:

LETZTE MAHNUNG!

Herr H..., wenn Sie bis zur 2. Pause nicht die fälligen 4 DM bezahlen, werden Sie gehenkt! Sie haben in der letzten Woche vor der Chemieschulaufgabe zwei Tage geblaut. gez.: Kassier gez.: Obmann

Gottschall Gernot

Gottschall Gernot *Studium der Elektrotechnik mit Examen 1955.*

- :: Fernmeldelabor bei Standard Elektrik Lorenz, Stuttgart mit Entwicklung der ersten Telefon-Tastwahl. Erste Kontakte mit Halbleitern, Dioden, Transistoren.*
- :: Ab 1958 in Freiburg: Weiterentwicklung von Funkenerodiermaschinen = Einarbeiten komplizierter geometrischer Formen in sehr harte Metalle mittels elektrischer Entladungen.*
- :: Ab 1962 bei einer Frankfurter Tochterfirma - Messtechnik: Temperaturmessungen im technischen und medizinischen Bereich von -40 bis 1700 °C in Flüssigkeiten und festen Körpern; bei letzteren durch Temperaturstrahlung. Einsatzgebiete: Schwerindustrie.*
- :: Ab 1965 Entwicklung elektronisch gesteuerter Strickmaschinen: Ca 1000 Stricknadeln werden in einem Auswahlverfahren ca 10800 mal pro Sekunde so gesteuert, daß sie z.B. Maschen bilden können. „Ingenieur-Kunst.“ Dadurch Kontakte auf der ganzen Welt.*
- :: Ab 1975 Einrichtungen zur Messung ionisierender Strahlen, hauptsächlich in der Medizin: Nukleare Strahlung und Strahlung von Teilchenbeschleunigern zur Krebstherapie. Messen extrem kleiner Ströme.*
- :: 5 Jahre Lehrtätigkeit als Ausbilder und Lehrbeauftragter in Mikrocomputertechnik.*
- :: Jetzt Haustechnik: Heizung, Waschmaschine, Geschirrspüler usw. Ferner Kohlrabi, Tomaten, Thymian usw. usw. und - Pilze aus dem Schwarzwald.*

Die durchaus nützliche Schulzeit

Meine angeborene Faulheit hat mir die Schulzeit wieder in Erinnerung gerufen, wo ich die Hausaufgaben im allgemeinen auf dem letzten Drücker, wenn überhaupt, noch schnell „gefertigt“ habe. Zu manchen Themen ist mir gar nichts eingefallen – was soll man dann schreiben? Ähnlich geht es mir auch jetzt.

Aktueller Anlass, an die eigene Schulzeit zu denken und zu vergleichen, ob es damals besser oder anders war, als man heute hört oder liest, bieten auch Berichte über die PISA-Studie.

So macht man sich auch Gedanken an die Qualität der eigenen damaligen Schule, mit dem Ergebnis: Diese „Oberrealschule für Jungen“ in Weiden war eigentlich ganz ausgezeichnet, wenn man davon absieht, dass es auch damals dort, wie heute hier, einige Lehrkräfte gab, die besser einen anderen Beruf gehabt hätten.

Insgesamt gesehen habe ich von dieser Schule sehr viel profitiert.

Nützliche Vorbereitung auf das Leben, den Beruf, das Studium, die soziale Komponente? Absolut ja! Also, bei allem Stress infolge nicht gemachter Hausarbeiten, schlechter Vorbereitung auf alle möglichen Prüfungen und die Gefahr, dass man in jeder Deutschstunde dem Herrn Dr. Roth, genannt Skop, Rede und Antwort stehen sollte, positive Erinnerungen.

Heute, wo man aus dem Hauptberuf ausgeschieden ist, kann man gelassen an die Eckpunkte der beruflichen Laufbahn zurückdenken, weil sich mittlerweile andere, persönliche Dinge in den Vordergrund drängen.

Hülsmann Gertraud

geb. Hopp

Im Lyzeum

Im Januar 1944 – also mitten im Krieg – zogen meine Eltern nach Weiden und ich kam aus einer gemischten Klasse in Wunsiedel in die Oberschule für Mädchen, das „Lyzeum“. Dort gefiel es mir zunächst überhaupt nicht. Kriegsbedingt hatten wir nur weibliche Lehrkräfte, die in meiner Erinnerung schwarze Schürzen trugen. Die Mädchen waren strebsam und bieder und kamen fast alle von auswärts, sodaß ich kaum eine Freundin fand. Das änderte sich erst nach dem Krieg, als die Klassen neu gemischt wurden.

Eine fast makabere Szene habe ich vor Augen: Im März 1945, als die Front von Osten und Westen schon nahe war, wurden wir noch in den BdM übernommen. Die Direktorin der Schule war stramm nationalsozialistisch und nahm uns an einem trüben Fühjhrsmorgen auf dem Schulhof den Eid auf den „geliebten“ Führer ab. Parallel dazu begann eine Ausbildung für Funk- und Nachrichtentechnik. In einem Gewölbe in der Altstadt unterrichtete uns ein Feldwebel vom Flugplatz Maierhof, damit wir als 14-Jährige den Endsieg erringen helfen sollten. Der praktische Einsatz erübrigte sich dann aber.

Das Schulhaus wurde bald zum Lazarett und wir wurden „Gäste“ in der Oberrealschule. Vormittags hatten die Buben Unterricht, nachmittags waren wir Mädchen an der Reihe. Über die Tintenfässer fanden Kontaktaufnahmen statt, die bald zu regelrechten Korrespondenzen anwuchsen. Mein „Brief-Partner“ war der Lang Gustl. Ob das den Lehrern zu Ohren kam und ihre Mißbilligung fand und wir deswegen einen Direktorats-Arrest bekamen oder weil wir einmal anstelle durch die Tür durch das Fenster ins Klassenzimmer stiegen, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls sehe ich noch uns als ganze Klasse im Physiksaal sitzen und

der dazu abkommandierte Lehrer wußte nicht so recht, womit er uns beschäftigen sollte.

Bedingt durch die politischen Verhältnisse hatten wir viele Aushilfskräfte als Lehrer, die das Unterrichten erst lernen mußten. Ich denke z.B. an Herrn Marckwaldt, einen Journalisten. Er war in vielen Fächern kompetent und arbeitete später viele Jahre beim „Neuen Tag“ als Kunstkritiker.

Die Endsieghoffnung und wir

Im Winter 1944/45 wurden wir – 14-jährig – aufgefordert, den Endsieg mit erringen zu helfen. Wir hatten die Wahl zwischen Rotkreuz- und Nachrichtenhelferin. Ich entschied mich für letzteres, zusammen mit meiner Klassenkameradin Marianne Mayer.

Jede Woche trafen wir uns in einem Gewölbe in der Altstadt, meiner Erinnerung nach in der Oberen Bachgasse, und lernten bei einem Feldwebel vom Flugplatz Maierhof zunächst das Morse-Alphabet und später den sogen. Feldfernsprecher kennen. Wir mußten diesen großen Kasten auseinander nehmen und wieder zusammen bauen. Das war interessant und machte Spaß. Im Frühjahr 1945 sollten wir dann ins Gelände und Fernsprechkabel verlegen.

Dazu kam es aber nicht mehr, denn die Front rückte näher und unser Feldwebel, für den wir alle ein bißchen schwärmten, mußte zum Fronteinsatz und ist im Endkampf wahrscheinlich auch gefallen. Ich sehe Marianne und mich noch in BdM-Uniform mit einem Blumenstrauß nach Maierhof hinauswandern, um uns von ihm zu verabschieden.

Die Endsieghoffnungen durch unseren nicht mehr erfolgten Kinderkriegseinsatz mußten nun endgültig begraben werden.

Die Oberrealschule

Nach Erhalt der Mittleren Reife im Sommer 1948, gleich nach der Währungsreform, war man sich über den weiteren Lebensweg noch

völlig unklar, zumal es ja an allem fehlte, vor allem am Geld. So beschloß ich erst einmal, noch weiter zur Schule zu gehen. Das bedeutete, die 7. und 8. Klasse der Oberrealschule zu besuchen, also endlich wieder eine gemischte Klasse. Ich hatte keine Berührungängste und gewöhnte mich sofort ein. Es war abwechslungsreicher und ich fand vieles interessanter als vorher: Das Abitur war ja auch ein erstrebenswertes Ziel.

Heutzutage unvorstellbar ist Folgendes: Wollte man – als Mädchen – zu einem Klassenfest oder Tanzabend gehen und war dazu von einem Mitschüler eingeladen worden, mußte man den Direktor um Erlaubnis bitten. Das bedeutete, mit Herzklopfen und weichen Knien vor dem strengen, aber gütigen Schrott-Papa zu erscheinen und sein „Licet“ zu erbitten. Es wurde immer gewährt.

Freizeit

An Reisen oder aufwändige Sportarten war nicht zu denken. In den versorgungsmäßig miserablen Jahren bis zur Währungsreform war man zuhause eingespannt zum Helfen: Heranschaffen von Brennmaterial und Lebensmittel, Beerenpflücken im Wald etc. Auch die Kleidung wurde selbst genäht, geändert und ausgebessert. Das Instandhalten der Fahrräder – Vorkriegsmodelle – und Organisieren von Ersatzteilen kostete manche Stunde.

Persönlich habe ich mich sehr engagiert in der kirchlichen Jugendarbeit und bin gerne in den Singkreis gegangen. Dadurch eröffnete sich die Möglichkeit, einige Male zu Freizeiten und Tagungen im Raum Nürnberg zu fahren und ein wenig über den Weidener Horizont hinauszublicken.

... und danach?

Nach dem Abitur besuchte ich eine Sprachenschule in Erlangen und machte nach 1 Jahr eine Übersetzer-Prüfung in Englisch. Die Bedingungen waren schwierig. So bekam man z.B. als Untermieter kein Heizmaterial zugewiesen, das Geld war auch noch sehr knapp und zwi-

schen vielen aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrten Männern kam man sich als junges Mädchen ganz deplaziert vor. In den Weihnachtsferien besuchte ich meine Klassenkameradin Ursula Hülsmann, lernte ihren Bruder kennen und ein gutes Jahr später war ich schon mit ihm verheiratet: Ich wurde „*full-time*-Hausfrau“, bin es noch heute und fühle mich mit 4 Kindern und 12 Enkelkindern – meistens – ausgelastet.

Kießling Siegfried und Rita, Rößler Heinrich

Ein lustiger Aufsatz

Ende Juni 1949 verlegten wir, wie viele andere Schulkameraden auch, die Erledigung unserer Hausaufgaben ins Schätzlerbad: Denn es war wieder ein herrlicher Sommertag.

Wir vergnügten uns fast den ganzen Nachmittag. Nur der Gedanke, daß Siegfried und Poldi noch Aufsätze in Deutsch und Englisch bis zum nächsten Schultag schreiben mußten, drückte sehr auf das Gemüt der beiden.

Nach mehreren Seufzern vereinbarte man dann eine Arbeitsteilung: Siegfried soll den Deutschaufsatz für Poldi schreiben und dieser die Englischarbeit für Siegfried. Heinrich/Poldi verschwand in ein kleines Wäldchen und verfaßte eine einwandfreie Englischarbeit. Wir, Rita und Siegfried, dachten lange und gründlich nach. Dann aber hatten wir ein lustiges Konzept gefunden: Wir schreiben einen Aufsatz ohne Punkt und Komma und mit den schwulstigsten Adjektiven und Ausschmückungen zum entsprechenden Thema, wie z.B.: ... *und tosend wälzten sich die gewaltigen Wassermassen über die heulenden Turbinen ...* usw.

Wir beide lachten und lachten während der Ausarbeitung. Unser sehnlichster Wunsch war, daß Poldi zum Vorlesen aufgerufen wird. Und tatsächlich ging unser Wunsch auch in Erfüllung.

Da unser guter Freund Poldi aber den Aufsatz vorher nicht mehr durchgesehen hatte, artete das Vorlesen in ein unerträgliches Gestotter

aus. Die Wertung des Deutschlehrers, genannt ‚Skop‘: „Jetzt kann der nicht einmal sein eigenes Geschmier lesen! Setzen!“

Anmerkung: Zweifel, ob der Aufsatz tatsächlich vom Vorleser selbst stamme, kamen nicht auf.

Poldi schimpfte zwar nachher gewaltig. Unserer Freundschaft hat dieser Streich aber nicht geschadet.

Der Platzwechsel – eine sichere Sache!?

Erdkundestunde bei Herrn Professor Weigl, gen. Harry Bums, der „schleichende Preßsack“.

Prof. Weigl hatte die Angewohnheit, seinen Unterricht fast ohne Ausnahme vor der ersten Schulbank zu halten. Dabei kam er aufgrund seiner Leibesfülle immer wieder mit der Bankkante in Berührung.

Findige Mitschüler hatten daher die Idee, die Bank mit Kreide anzustreichen. Unser Kirchner Waldemar, der in dieser 1. Bank saß und Unheil befürchtete, protestierte heftig – aber ohne Erfolg. Mit den Worten: „Hier bleibe ich nicht!“ packte er seine Sachen zusammen und setzte sich vorsichtshalber in die letzte Bank; er wollte mit diesem Unfug nichts zu tun haben.

Prof. Weigl verhielt sich wie erwartet und sein Bauch färbte sich bald weiß. Dies wiederum führte bei uns Schülern zu freudigen Reaktionen. Die zunehmende Unruhe in der Klasse entging unserem „Harry Bums“ nicht. Er schaute an sich hinunter – und sah die Bescherung. Seine Reaktion kam sofort und unerwartet. Voller Zorn und wutentbrannt eilte er zur letzten Bank und rief: „Kirchner – das wußtest du. Deshalb hast du dich von der ersten Bank weggesetzt“ – und zwei heftige Ohrfeigen trafen den verdutzten Mitschüler Waldemar.

Krieglsteiner Richard

Krieglsteiner Richard *Geboren in Petlar, Kreis Tachau, Egerland. Besuch der Bürgerschule in Tachau und in Plan bei Marienbad. Dann Flucht während der letzten Kriegsmonate mit provisorischer Unterkunft im Augustinum und Besuch der Oberrealschule in Weiden.*

Nach dem Abitur Theologiestudium in Königsberg/Taunus und Meissen mit theologischem Abschluß in Erfurt. 1955 Priesterweihe in Bautzen. Stationen als Kaplan: In der Oberlausitz, der sächsischen Schweiz und im Erzgebirge. Dann folgen Glauchau und 12 Jahre Chemnitz mit eigener Pfarrei. Nach einer Reise 1976 in den Westen zu der Mutter und den Geschwister in Roding kurzer Verbleib in Landshut und seit 1977 Pfarrer in Kulmain bei Kemnath. Ehrenbürger der Gemeinde Kulmain mit Goldener Bürgermedaille. Seit September 2002 im Ruhestand mit Wohnsitz in Roding/Opf bei den Geschwistern.

Leder Hans-Claus

Leder Hans-Claus, gen. „Comi“ *Einschulung 1937 in Glauchau/Sa und 1941 in Berlin. Zwangsevakuierung und Einschulung 1943 in die Oberrealschule Weiden. Studium in Münster und Heidelberg: Sozialwissenschaften und Dipl. Dolmetscher für Englisch und Spanisch. 1959 Familiengründung. Tätigkeit in einem der NATO-Hauptquartiere in Heidelberg. 1969/70 Promotion. 1971 bis 1995 Professur für Wissenschaftstheorie und Soziologie an der Privaten Hochschule für Sozialberufe in Darmstadt. Diverse Veröffentlichungen.*

Schulalltag im Zweiten Weltkrieg

Die Fahrschüler, hier der Strecke Neukirchen/Vilseck/Weiden, bekamen die Empfehlung, bei Fliegeralarm den öffentlichen Luftschutzkeller im Finanzamt aufzusuchen, weil man dem eigenen Keller offensichtlich nicht traute.

Ich war mit Mitschülern aus Schlicht/Vilseck zusammen.

Da bei mir aktive Berlinerfahrung vorlag, gingen wir nicht in den öffentlichen Luftschutzkeller, sondern weiter in die Naabwiesen. Daß an einem dieser Tage ein Fehlwurf amerikanischer Bomber anstand, konnten wir natürlich nicht vorher sehen. Die vielen Bombentrichter waren riesig, weil die Naabwiesen so außerordentlich sumpfig waren. Wie wir uns retten konnten, ist nie geklärt worden.

Die Schule hätte sich dann auf den Standpunkt stellen können: „Haben wir's nicht gleich gesagt?“

Aber ein Vorurteil war uns auch abhanden gekommen, nämlich, daß der Zweite Weltkrieg an Weiden vollkommen vorbei gehen würde.

Fahrschüler der Strecke Neukirchen/Weiden

Die b-Klasse, obwohl nicht durchgehend mit Fahrschülern bestückt, hatte ihren etwas fragwürdigen Ruf zu Recht. Das mag aber auch an der vielleicht freizügigeren Schüler-Lebensweise gelegen haben.

Auf der damals eine Stunde dauernden Fahrt nach Weiden konnte hierbei eine große Menge Unsinn ausgehegt werden. Mein Onkel, techn. Reichsbahninspektor und verantwortlich für die Strecke Neukirchen bis Weiden, bekam ständig die Störfälle gemeldet. Und dann kam an mich die Frage: „Claus, hast Du etwas davon gehört?“ Ich hatte natürlich nichts gehört und gesehen. Der Direx, der Vertrauen in mich setzte, konnte von mir auch nicht bedient werden.

In einem Fall handelte es sich um die Glasfenster der Bahnwärterhäuschen. Im anderen Fall war ein ganzer Waggon wegen eines unerträglichen Geruches ausgefallen: Es war verwesendes Rehblut, das die Gebr. Winkler aus Schlicht immer verfügbar hatten und womit sie renommieren. Wir glaubten das aber nicht und stachelten sie dadurch zu dieser ‚anrühigen‘ Tat auf.

Hettwer und die noble b-Klasse

Erwin Hettwer, seines Zeichens Chemie-Lehrer, war uns einige Jahre in dieser Funktion zugeteilt. Wir kamen eigentlich mit ihm dann recht gut aus, so lange er uns in Ruhe ließ. Seine Behinderung gebot aber auch ein gewisses Maß an Ritterlichkeit. Urplötzlich verlor er aber manchmal jedes Maß an Beherrschung: In den für das Abitur wichtigen mündlichen Prüfungen legte er es darauf an, auch die *Guten* regelrecht fertig zu machen. Das muß einen tiefenpsychologisch relevanten Grund gehabt haben, denn er konnte sich dann nicht mehr bremsen. Aber unser Klassengeist funktionierte: Wir baten einen wildfremden Abgänger, an der nächste Chemiestunde teil zu nehmen. Wie Hettwer bei der Begegnung mit dem Fremden die Fassung verlor, war Bühnenreif. Es war aber auch *das* adäquate Mittel. Anders hätte sich die Situation nicht mehr bereinigen lassen. Hettwer war von da an umgänglich und verbindlich. Im Nachhinein gewannen wir den Eindruck, daß wir ein vornehmes Mittel der Auseinandersetzung gewählt hatten.

Der beschwerliche Weg zu sportlichen Aktivitäten

Wir hatten uns aus den Niederungen des ambitionierten Minisportlers mit dem HC Vilseck in die zweithöchste Feldhandballklasse vorgearbeitet. Dazu gehörten in Nord- und Nordostbayern in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch erhebliche Transportleistungen. Die US-Amerikaner stellten Trucks mit Fahrer, dem wir nur möglichst wenig Bier, aber eine Brotzeit zur Verfügung stellten. Alles andere war gratis. Eins Tages sprang aus irgendeinem Grund ein deutscher LKW-Halter mit einem echten Holzgaser ein. Das faszinierte mich derart, daß ich jeden Schritt imitieren mußte: Holz zubereiten, Anheizen, das sehr eigenartige Geräusch, wenn er in Betrieb war, das mehr als ruckartige und holprige Anfahren und Fahren etc. Ich erzählte in der Klasse davon – sofort kam die Aufforderung, ich solle mich doch während des Unterrichts als Imitator betätigen. Das schien zu klappen, denn wir haben wochen-

lang eine große Gaudi gehabt. Das alles spielte sich so im Gebiet um Justus und Klaus Kühn, Bode(nsteiner) und mir ab. Offensichtlich hatte die erhebliche Gefahr der Sanktionierung zu weiteren Taten geradezu herausgefordert, die dann auch folgten.

Der kameradschaftliche Zusammenhalt, der sich – auch durch diese ‚Taten‘ – ergab, ist mir heute noch unbegreiflich. Rückblickend betrachtet und unter Berücksichtigung der angenehmen Eindrücke aus der Schulzeit erscheint mir die Oberrealschule Weiden als *die* Sozialisationsagentur, schulisch wie beruflich. Ich kann gar nicht erklären, mit welcher Herzlichkeit ich dort in diesen sehr schweren Zeiten aufgenommen worden bin – und das aus Berlin kommend.

Der Nachhilfelehrer beim Abitur

Eine Episode während der Abiturprüfungen ist sicherlich nicht für alle, vor allem nicht für die schwächeren Lateiner, erheiternd gewesen:

Wir hatten schriftliches Latein-Abitur und einer der Aufsichtführenden war ein Mathematik-Professor, der als Vertriebener aus der Prager Universität dann zu uns kam. Er hatte universitäre Unsitten mitgebracht, indem er in jeder Mathe-Stunde mehrere Tafeln vollkritzelte, Ruhepausen oder Erläuterungen aber vergaß. Ich war bis 5b/6b ein leidlich guter Mathematik-Schüler. Jetzt aber war hier „Polen in Nöten“. Ich konzentrierte daher als nun schlechter Mathe-Schüler alle meine Kräfte auf Englisch, Latein, Physik, Chemie, Geschichte und Erdkunde. Ich saß beim Latein-Abitur ganz hinten, der Durchfall-Kandidat aus dem östlichen Einzugsgebiet ganz vorn, wo sich auch noch eine weitere Aufsicht aufhielt. Ich hatte die Angewohnheit, meine Arbeiten entweder Hop oder Drop anzufertigen und war hier in Latein erheblich unterhalb des Zeitlimits fertig. Der ehemals Prager Professor merkte das und näherte sich mit seiner unnachahmlich gepreßten Stimme an: „Leder, ich habe gehört, Sie sind ein guter Lateiner. Lassen Sie doch mal sehen. Ich bin selbst sehr an Latein interessiert!“ Nicht sehr viel später landete er bei

dem Kandidaten ganz vorne, tauschte ein paar Worte aus und steckte ihm möglicherweise sogar auch einen Zettel zu. Es half anscheinend aber nichts, denn dieser flog trotzdem aus dem Abitur, was mir eigentlich noch immer Leid tut. Der Mathe-Lehrer verschwand wenig später, nach Intervention aus München und Regensburg, aus dem bayerischen Staatsdienst. Wenn wir nicht gewußt hätten, daß aus diesem östlichen Schul-Einzugsgebiet gegen Kriegsende und danach immer wieder Lebensmittelaufwendungen gerade an diesen Lehrer gelangt sind, könnte er mir im Nachhinein sogar noch Leid tun. So aber nicht, denn diese Zuwendungspraxis richtete sich ja stark auch gegen jene, die nicht mit Naturalien aufwarten und demnach speziell ihn nicht zufrieden stellen konnten.

Die Amerikaner

Wenn ich dieser Tage an die große Politik der Weltmacht Nr. 1 denke, ist mir meist übel. Während dreier – überwiegend berufsbezogener – Aufenthalte in den USA habe ich bei meinen Verwandten viel Schönes, aber beruflich so viel Schreckliches erlebt und gesehen, daß mir etwa Harlem 1975 bis heute nachgeht.

Aber das läßt doch nie das Folgende vergessen: Die von mir stets als etwas Besonderes erlebten Schulspeisungen an der Oberrealschule, die vielen von uns wahrscheinlich größere gesundheitliche Folgewirkungen erspart haben.

Im Juli 1945 lag ich mit einem totalen psychischen Zusammenbruch in Vilseck wochenlang im Bett. Bahnstrecken und Straßen waren größtenteils noch nicht wieder in Ordnung. Ich mußte ganz dringend in eine Spezialklinik überführt werden. Die Amis haben das gratis mit einem Armee-LKW von Vilseck bis nach Bayreuth bewerkstelligt. Was wäre sonst geworden?

Als wir das eine Jahr die schulische Unterbrechung hatten, 1945–1946, hatte ich eine Stelle im Südlager des Truppenübungsplatzes Vils-

eck/Grafenwöhr: Als Heizer beim American Red Cross, das für die Angehörigen der Truppe Aufenthalts-, Bibliotheks-, Sport-, Unterhaltungs- und Restaurationsräume zur Verfügung stellte. Für einen 15-Jährigen waren dreizehn Kohleöfen und zwei Großkessel in der Großküche eine Menge. Wenn es je nach Wetterlage oder eigenen Versäumnissen da und dort qualmte oder blakte, war „Polen offen“. Manchmal schaffte man das einfach nicht so leicht. Anmarsch: 3 km hin bis zum Südlager, 3 km zurück, alles zu Fuß. Lohn: in Reichsmark, d.h. vernachlässigenswert. Aber: die sehr kostbaren und schmackhaften Donuts-Abfälle aus der Großküche ... Auch andere Lebensmittel fielen schon mal ab. Die Amerikaner hätten einem blöden Deutschen keine Arbeit anbieten müssen, denn *Displaced Persons*, verdrängte ehemalige Gefangene (der Deutschen) etc., waren zu Tausenden in Vilseck und Umgebung vorhanden und teilweise schon eine Last für die angestammte Bevölkerung.

Nicht zuletzt haben die Amis uns fast immer mit LKW zu den teils weiten Handball-Auswärtsspielorten gefahren. Der Fahrer bekam nur etwas Bier. Das kann man den USA einfach nicht vergessen.

Kaleidoskop: Stilblüten

„Klytemnestra wird durch ihren Bullen getötet.“ Heinrich, Kommentar zu Goethes Iphigenie.

„England wollte nicht zugeben, daß auch andere Länder das Meer beschiffen.“ Dr. Joachim.

„Plötzlich fuhr er zusammen, als seine Mutter ins Klavier trat.“ Weigert, Lebensbeschreibung.

„Wegen der langen Leitung muß man Druckstationen anlegen.“ (Über Erdgasleitungen in den USA).

„Karl VI hatte anfangs seines Lebens keine Kinder.“ Semmel Franz.

Prof. Auer fragt in der Schule: *„Wer ist der Stärkste in der Klasse?“* – *„Also, Landgraf, sind'S so freundlich und sagt'S in der 5a, sie sollen in den Hof runter kommen.“*

Prof. Auer: *„Hat Sie der Zahnarzt mit Chloräthan behandelt?“* Semmel Franz vorwitzig: *„Nein, mit Mottenpulver!“* *„Da kann ich nicht mitlachen, Pausch!“* versetzte Prof. Auer mißbilligend.

Wiesmüller: *„Was ist ein Smoking?“* Pausch: *„Wos?“* Der Oberstudienrat: *„Das ist ja direkt eine Amtsbeleidigung“*

„Herr Professa, hob i' wos falsch gemacht?“ Prof. Auer: *„Pausch, merken Sie sich, Sie sollen nach der Schrift reden. Warum fragen Sie eigentlich?“* Pausch: *„Weil'S grad so dumm g'schaut hom!“* Auer: *„Pausch, ein Professor schaut nie dumm!“*

Aufführung einer Sinfonie im Musiksaal. Wiesmüller poltert zur Tür herein: *„Na, Herr Kollege, schalten'S mal dös ‚Dideldideldum‘ ab!“*

Zeichnen beim Bonk: *„Ries und Wild, wenn Sie kein Interesse haben, dann gehn'S doch ins ‚Bedall.“* – *„Mir hom koi Geld!“* Bonk: *„Ich leihe Ihnen eine Mark.“* – Ries: *„Des is' zweng.“*

Meißner Helmut

Meißner Helmut, gen. „Stach“ 1950 bis 1952 Lehrerausbildung in Bayreuth; Tätigkeit als Lehrer in Weiden, Cham, Himmelkron, Bayreuth. Von 1981 bis 1992 Rektor der Grundschule St. Georgen.

Der „Weber Kare“

Bevor ich meinen Schulweg in die erste Klasse der OR antrat, sagte meine Weidener Tante zu mir: *„Hoffentlich kriegst du nicht den Weber! Der ist bei den Schülern gar nicht beliebt!“* Studienprofessor Karl Weber wohnte in ihrer Nachbarschaft, und privat, so sagte sie, sei er der netteste Mensch. Und tatsächlich: Wir bekamen ihn als Klaßleiter in der ersten Klasse! Seine raunzige Art, dem Hans Moser nicht unähnlich,

schüchtern uns enorm ein. Schon bald in der ersten Jahreshälfte besuchte mein Vater seine Sprechstunde. Offenbar hatte der Lehrer kein sehr deutliches Bild von seinem Schüler, denn am nächsten Tag kam ich dran und wurde auf Herz und Nieren ausgepresst. Ich bat meine Eltern, nie wieder in eine Sprechstunde zu gehen; das haben sie auch eingehalten.

In der zweiten Klasse saß ich in der ersten Bank – übrigens neben Max Stolberg. Wir mussten immer selbst unsere Tintengläser in den Bänken aus einem großen Tintenfass auffüllen, das wir irgendwo (Sekretariat?) abholten. Dabei ist mir passiert, dass ich ein wenig daneben schüttete und die Tinte an der Bank vorne heruntropfte. In der folgenden Unterrichtsstunde lehnte sich der „Weber Kare“ an dieser Stelle gegen die Bank und verschmierte seine Hose mit der Tinte. Ein wahres Donnerwetter ging auf mich herunter, verbunden mit der Drohung, ich müsste ihm seine Hose ersetzen. Das wäre damals nicht so einfach und für mich eine teure Angelegenheit gewesen. Aber er hat später nie wieder etwas davon gesagt.

In derselben Klasse saß der Sohn des KZ-Kommandanten von Flossenbürg [hinter mir]. Weber nahm sich kein Blatt vor den Mund und beschimpfte ihn häufig wegen seiner miesen Leistungen, durchaus auch im Zusammenhang mit der Position seines Vaters.

Den Weber hatten wir auch noch in Englisch in der 7. Klasse. Wenn ich mich recht erinnere, kamen die Mädchen aus dem Lyzeum gerade in unsere Klasse, als er unterrichtete und erlebten gleich den unfreundlich-raunzigen Ton dieses Lehrers. Das müssten sie allerdings selbst am besten wissen

Spanisch

Über die letzten drei Jahre besuchte ich freiwillig den Spanischkurs unter Dr. Karl Friedrich. Die „Teilnahme“ steht sogar im Abiturzeugnis vermerkt. Aber Spanisch blieb mir, abgesehen von sechs Verszeilen der

falangistischen Nationalhymne, die ich noch heute auswendig aufsagen kann, nur ein „spanisches Dorf“. Ich muss dazu sagen: Es gab schon welche in der Gruppe – einen ganz bestimmt –, bei denen etwas hängen geblieben ist. Der „Cowboy“, wie wir den Lehrer nannten, behandelte – eigentlich ganz modern – die Fremdsprache in der direkten Methode, d.h., er sprach und erklärte alles nur in Spanisch. Bei mir flog der ungewohnte Wortschwall aber vorbei, und aufgrund dieses negativen Erfolgs habe ich mich später im Englischunterricht stets davor gehütet, ausschließlich in Englisch zu dozieren. Wir nahmen den Studienprofessor auch nicht sehr ernst und wollten ihn gern „auf die Palme bringen“. Immer wieder ließen wir uns die Story erzählen, wie er auf der Überfahrt nach Südamerika seines gesamten Geldes beraubt worden war und daher dort mit niederen Diensten (als Cowboy?) anfangen musste. Das erzählte er doch auf Deutsch. Gerne hielten wir ihm spanische Schlagertexte unter die Nase, und er übersetzte ganz eifrig „*Besa me mucho ...*“ „Küß mich sehr ...“ Zur Verzweiflung brachte ihn, wenn wir auch im dritten Jahr – absichtlich – die Betonungen der Städtenamen „Malaga“ und „Granada“ (*Malaga* statt *Malaga* und *Granada* statt *Granada*) verwechselten – noch heute bringe ich das durcheinander!

Fahrschüler

Die täglichen Bahnfahrer waren so eine besondere Sorte von Schülern. Sie kamen oft zu spät, manchmal dauerten Zugverspätungen die ganze erste Unterrichtsstunde (!), meistens mussten sie früher weg zum Zug, manchmal, besonders im Winter, kamen sie gar nicht, weil das Bockele im Schnee stecken geblieben war. So hatte das Fahren seine Nach- und Vorteile. Wie beneideten wir oft unseren Kameraden Cox (Rudolf Dietl), den wir vom Zug aus am Mittag in seiner Wohnung neben den Bahnanlagen sehen konnten. Er hatte längst gegessen, konnte sich schon über die Hausaufgaben machen, grüßte freundlich aus sei-

nem Fenster zu uns, die wir noch im Zug sitzen und warten mussten, bis der sich endlich in Bewegung setzte.

Eine kurze Zeit lang gab es während des Krieges einen gewissen Vorteil: Die SS-Kinder aus Flossenbürg wurden mit einem Sonderbus bis vor die Eingangstür der Schule gefahren. Der Bus machte am Flosser Bahnhof einen Halt, und wir durften zusteigen und wurden nach der Schule abgeholt und heimgebracht. Wenn wir mit dem Zug mittags heimfuhren, machte sich die Nähe des KZ-Lagers unangenehm bemerkbar: Waggons waren gefüllt mit Häftlingen, die dann in Floß auf dem Bahnhof in Reih und Glied geordnet und von Floß bis Flossenbürg zu Fuß getrieben wurden.

Als die nächtlichen Fliegerangriffe auf Weiden einsetzten, gab es eine Zeitlang die Regelung, dass die Schule ausfiel, wenn sich die Schüler nachts länger im Luftschutzkeller aufhalten mussten. Nur wir erfuhren meistens nicht, ob und wann in Weiden Alarm war, und setzten uns früh in den Zug. Erst bis wir nach Störnstein gekommen waren, hatte sich herumgesprochen: Nachts war Alarm – also ist keine Schule! Wir stiegen dort aus, gingen hinauf auf den Gügelberg mit seinem ehemaligen Steinbruchgelände und spielten, bis uns der Mittagszug wieder nach Hause brachte. Dabei kam es allerdings auch vor, dass falsche Informationen vorlagen und wir Räuber und Gendarm spielten, während eigentlich Unterricht gewesen wäre.

Besonders schlimm war die Zeit für uns Fahrschüler nach dem Krieg, als nur einmal früh ein Zug in die Stadt fuhr und abends wieder einer zurück, wir also erst um 18.30 Uhr daheim waren. Stundenlang musste man dann in Wirtschaften herumlungern, noch dazu in einer Zeit, als man nur auf Lebensmittelkarten Essen erhielt.

Krieg!

Während für viele ältere Schulkameraden der „totale Krieg“ bedeutete, dass sie auf das Kampffeld gerufen wurden, ging mit uns Jüngeren die

Ausbildung mit den Waffen los. Kaum 15 Jahre alt geworden, mussten mit mir viele von uns in den Weihnachtsferien in das erste Ausbildungslager in Weiden vom 3. bis 8. Januar 1945. Da bekam man sogleich den scharfen Wind des brutalen „Schleifens“ zu spüren: z.B. früh morgens um 5.30 Uhr, vor dem Frühstück eine Stunde lang sog. „Strafexerzieren“ auf dem Hammerwegsportplatz mit Robben im Schnee usw., nur weil wir nachts unerlaubt die Heizung angemacht hatten.

Hier der Tagesablauf dieses ersten derartigen Ausbildungstages mit uns völlig unbeleckten Viert- und Fünftklässern (heute 8. und 9. Klasse), wie ihn ein Leidensgenosse festgehalten hat:

- :: 5.30 Uhr Strafexerzieren, bis 6.30 Uhr;
- :: 7.00 Uhr Frühstück;
- :: 8.00–9.15 Uhr Exerzieren;
- :: 10.00–11.00 Uhr Geländekunde;
- :: 11.00–12.00 Uhr Unterricht über den Karabiner;
- :: 12.00 Uhr Mittagessen mit Mittagspause;
- :: 14.00–15.00 Uhr Zielübungen;
- :: 15.00–16.00 Uhr Unterricht über Handgranate, Eierhandgranate, Gewehrgranate;
- :: 16.00–17.00 Uhr Unterricht über Pionierwaffen;
- :: 17.00–18.00 Uhr Unterricht über Karabiner;
- :: 18.30 Uhr Abendessen;
- :: 19.00–20.00 Uhr Singstunde;
- :: 20.00–22.30 Uhr Bannführer Nuetzel spricht über das Thema: „Wofür wir kämpfen“;

:: 22.45 Uhr Bettruhe.

In dieser Form ging es jeden Tag weiter.

Am nächsten Tag begann die Schule nach den Weihnachtsferien. Aber das ging nicht lange: Am 12. Januar gab es „Kohleferien“, d. h. schullose Zeit wegen des Mangels an Heizmaterial. (Solch wichtige Dinge hat man sich aufgeschrieben!) Am 10. Februar begann wieder der volle Unterricht. Vorher, vom 1. bis 6. Februar, waren wir zu weiterer Wehrrtütigung in Windischeschenbach, und schließlich nochmals in diesem „Volkssturmbildungslager“ vom 3. bis 8. März. Dabei lernten wir den Umgang mit allen möglichen Gewehren, auch Beutematerial, und der Panzerfaust kennen.

In der Schule war nicht mehr viel los. Das Gebäude wurde als Lazarett benutzt. Unterricht war nur noch in vier Räumen möglich, alle zwei Tage, und dann jeweils von 9.30 bis 16.30 Uhr, mit Pausen. Am 27. März wurde ich zur Musterung beordert, die am Gründonnerstag, dem 29. März stattfand. Und dabei erhielt ich – und mit mir viele andere Kameraden – die Einberufung zum „Arbeitsdienst“, wie es offiziell hieß. In Wirklichkeit war das nichts anderes als stramme militärische Ausbildung. Bereits nach dem Wochenende, am Osterdienstag, 3. April, mussten wir los nach Straubing. Ich konnte mich nicht mehr in der Schule abmelden, meine Bücher nicht abgeben. Das musste mein Vater bei unserer Klassenleiterin, Frau Dr. Angela Auer, nachträglich erledigen. Die Eisenbahnstrecke nach Straubing war so sehr durch Fliegerangriffe gestört, dass wir einen ganzen Tag zu dieser Reise mit vielen Unterbrechungen brauchten: Früh um 7 Uhr gingen wir zum Zug; um 18.30 Uhr waren wir im Lager in Zeitldorn bei Straubing. Von dort aus mussten wir am 23. April losziehen, weil wir die Nazigrößen in Berchtesgaden verteidigen sollten, natürlich alles zu Fuß in mühsamen Nachtmärschen. Aber wir kamen zu spät. In der Nacht vom 4. auf den 5. Mai irrten wir von 10 Uhr nachts bis 5 Uhr früh zwischen Salzburg und Berchtesgaden umher, immer wieder dem Geschützdonner ausweichend: letztlich

mussten wir aufgeben und umkehren. Berchtesgaden hatten die Amis bereits eingenommen. Wir verkrochen uns ins letzte Loch, wo noch kein Feind hingekommen war. Am 7. Mai erhielten wir unsere Entlassungspapiere ganz regulär, mit Hakenkreuzstempel, und großzügig einen Freifahrtschein für die Eisenbahn, die es gar nicht mehr gab. Wieder musste man sich zu Fuß aufmachen und von den Salzburger Alpen aus nach Hause laufen.

Die Schule begann dann erst wieder etwa ein Jahr später, kurz vor Ostern, am 3. April 1946, zunächst sehr verkürzt. Am 3. Mai mussten wir einen Test ablegen: wer kann aufrücken, wer muss den unterbrochenen Jahrgang noch zu Ende machen? Am 6. Mai startete die Schule dann wieder mit dem vollen Betrieb.

Abitur

Voll innerer Anspannung warteten wir am ersten Tag des Abiturs (am 12. Juni 1950) vor der Tür des großen Zeichensaals auf die Verlosung der Plätze. Zwei von sieben schriftlichen Prüfungen – auf vier Tage verteilt – sollten wir an diesem Montag absolvieren! Da kam Bode (Herbert Bodensteiner, unser Klassensprecher) strahlend an und verkündete – noch bevor wir eine Zeile geschrieben hatten! – „Leut, wenn 's heut rum ist, haben wir schon 2/7 vom ganzen Abi!“

Mühlbauer Heinrich

Mühlbauer Heinrich *Studium des Englischen und Französischen an der Universität München. Lehrer an der Bundeswehrfachschule München. Wechsel in den Schuldienst der Landeshauptstadt München: Konrektor an der städtischen Salvator-Realschule. Leiter der städt. Fridtjof-Nansen-Realschule. Seit 1. 8. 1994 Realschuldirektor a. D.*

Der Direx und das Stanniol

Es war während der letzten Monate vor Kriegsende. Da hatten wir abends Unterricht. Für uns war das zuerst eine höchst willkommene Abwechslung und wir erschienen meist recht energiegeladen in der Schule. Weil in einem Teil unseres Schulgebäudes ein Lazarett untergebracht war, mußten alle Fachsäle für den gesamten Unterricht mitverwendet werden. Unsere Klasse bekam den Physiksaal zugewiesen, der mit seinem steil aufsteigenden Gestühl einerseits einen guten Überblick über das Geschehen ermöglichte und andererseits genügend Deckung fürs Untertauchen bot. Wie gesagt, wir waren voller Energie und auf die Dauer wurde uns der behelfsmäßige Unterricht ziemlich langweilig. Daher beschlossen wir, ihn etwas aufzulockern. In der folgenden Diskussion meinte einer, daß es sicher recht effektiv wäre, wenn man die Beleuchtung eine zeitlang abschalten könnte (in diesen Herbst- und Wintermonaten war es ja schon früh dunkel!). Gedacht, gesagt und getan! Ein findiger und technisch hochbegabter Kopf fabrizierte einen isolierten Stecker aus Draht und Radiergummi, welchen er blitzschnell in die nächste Steckdose hielt. Es zischte und krachte und der Strom war weg. Dieser Vorgang wiederholte sich an anderen Tagen etliche Male. Der Hausmeister mußte jedes Mal eine neue Sicherung holen und einschrauben, da es damals die Automatiksicherungen noch nicht gab. Dadurch fiel der Unterricht immer eine Zeit lang aus. Mittlerweile war jedem Lehrer klar, daß es sich hier nicht nur um eine technische Panne handeln konnte: Sie paßten nun höllisch auf. Denn: War das un-

sererseits in der Endphase des Krieges nicht schon Wehrkraftzersetzung oder sogar Sabotage!?! Soweit haben wir natürlich nicht gedacht.

Also waren wir gezwungen, uns etwas anderes einfallen zu lassen, damit wir weiterhin Dunkelheit erzeugen konnten. Und nun kam ein weiteres technisches Genie auf eine andere glänzende Idee: Man müßte die Beleuchtung für längere Zeit lahmlegen und dies wäre zu erreichen, wenn man ein Stück Stanniolpapier in eine der Lampen an der hohen Zimmerdecke brächte, d. h. mit einschrauben würde. Wiederum durchgedacht, gesagt und dann auch getan! Diesmal zischte es noch intensiver und erfolgversprechender. Jegliche Wissenschaft und Pädagogik ging in dem nun einsetzenden Stimmengewirr und Chaos unter. An jenem Abend hatten wir total gesiegt, denn der hierauf folgenden sollende Unterricht fiel komplett aus. Weil kein Lehrer, auch nicht unser Klaßleiter, die Verursacher herausfand, erschien anderntags unser damaliger Direx, Oberstudiendirektor Dr. Straub. Strengen Blickes und das Stanniolpapier hochhaltend ging er die erste Reihe entlang, wobei er jedem Schüler die gleiche Frage stellte: „Kennst du das?“ Stets lautete die Antwort: „Nein, Herr Oberstudiendirektor!“ Nur der letzte Schüler in der Reihe gab eine andere Antwort. „Jawohl, Herr Oberstudiendirektor.“ sagte er. Wir waren entsetzt. Im Physiksaal herrschte lähmende Stille: Einer wollte nun alles und auch uns verraten. Siegesgewiß, nun endlich das Vergehen aufklären zu können, stellte der Direx die nächste Frage: „Na, was ist denn das?“ Da kam die Antwort wie aus der Pistole geschossen: „Ein Stanniolpapier!“ Brüllendes Gelächter folgte. Der Direx zog sich zurück und die ganze Affäre versank ins Dunkel der ungeklärten Fälle.

Der Lehrer und sein Hosentürl

Es war nach dem Krieg. Da hatten wir einmal einen Deutschlehrer, der für die damalige Zeit recht lange Haare trug und fast während des ganzen Unterrichts im Klassenzimmer herumspazierte. Dies störte uns erheblich bei unseren Nebenbeschäftigungen: Dem Herumreichen von

Zetteln, Karl-May-Lektüre, Betrachten von Magazinen und so weiter. Was konnte man tun, um ihn von seinem Klassenzimmer-Marathonlauf abzubringen? Wir machten aus, daß jeder von uns, der ihn gerade frontal im Blickfeld hatte, überrascht und intensiv auf sein Hosentürl starren sollte. Die Wirkung unserer Blicke war nach und nach immer deutlicher zu erkennen. Zuerst wurde er etwas unsicher, dann drehte er sich öfter um und zog schließlich seine Kreise in Richtung Pult. Plötzlich stand er dahinter und setzte sich. Zu unserer Freude blieb er bis zum Stundenende dort sitzen. In den nächsten Tagen hatte er offensichtlich sein Selbstbewußtsein wiedererlangt und nahm zu unserem argen Verdruß seine Wanderungen munter und ohne Hemmungen wieder auf.

Ostermeier Maria

Ostermeier Maria, gen. „Mariechen“, geb. Woldrich Geboren in St. Georgenthal, Kreis Warnsdorf/Sudentenland. Oberschule für Jungen in Warnsdorf (heute Bischöfliches Gymnasium). 5. Mai 1946 Vertreibung. Ende Mai 1946: Mädchenrealschule in Weiden. 1948 bis 1950: Oberrealschule, Weiden. Apothekerpraktikum mit anschließendem Studium in München und Erlangen, Staatsexamen und Approbation. 1959 Heirat und ab da Hausfrau und Mutter. [Anm.: Mariechen ist unsere Jüngste.]

Der Übertritt und die Folgen

Wir waren die letzte Klasse, die in die Oberrealschule übertreten mußte, um das Abitur machen zu können.

Als wir Mädchen so vor der Klassentür standen, wollten wir unsere Hübscheste vorschicken. Das war die Hülsmann Ursel. Als die Tür aufging, schubsten sie aber mich hinein. Na, da werden die Buben aber enttäuscht gewesen sein.

Zuerst wurden wir beim kleinsten Fehler, den wir machten, ausgelacht. Zum Beispiel war ich einmal bei Prof. Hettwer nicht vorbereitet und konnte beim Vortrag vor Aufregung nicht weiter. Da sagte ich: „Herr

Professor, ich habe so eine trockene Zunge!“ Das höllische Gelächter kannst Du Dir sicher vorstellen.

Ein andermal mußte ich bei Prof. Roth einen Vortrag über G. Hauptmann halten. Da hieß es (wohl im *Biberpelz*): „Die Mutter, roh und gemein, der Vater, ein Säufer, der Schwiegersohn ein Lüstling.“ Die Klassenkameraden lachten und grölten so, daß ich nur mit letzter Anstrengung fortfahren konnte.

Ich leistete mir im Englisch einen Schnitzer. Da war von *Billard* die Rede und ich übersetzte: Das Spiel um *Billiarden*.

Die Reihe ließe sich wohl fortsetzen.

Dr. Hauschild erklärte wieder einmal in seiner unverständlichen Manier etwas. Dann fragte er, wie immer, ob jemand noch Fragen hätte. Es meldete sich dann stets keiner. Es muß mich der Teufel geritten haben, daß ich mich zu fragen traute. Dr. Hauschild kam wild gestikulierend auf mich zu und schrie mich an: „Werden Sie Schneiderin oder Schuster, versetzen Sie anderen hier nicht den Platz!“ Usw. usw. Ab diesem Zeitpunkt hatte auch ich keine Fragen mehr.

Aber über das Lachen muß ich noch was erzählen. Es erfolgte immer nach einem besonderen Ritual. Der Stolberg Max saß neben dem Kirchner Waldi – wohl in der ersten Bank. Wenn es den Max vor Lachen zu schütteln begann, wurde sein Nacken rot und röter. Wenn dann alles lachte, fragte der Lehrer meist unseren Klassensprecher, den Bodensteiner Herbert, der hinten saß: „Bodensteiner, warum lachen Sie?“ Dieser stand dann langsam auf und antwortete: „Weil der oder der oder aber auch sein Vordermann lache.“ Dieser dann befragt, sagte Ähnliches, bis sie wieder vorne beim Max waren und der Kreis sich geschlossen hatte. Ich bewunderte immer den Stolberg Max, weil er es meisterlich verstand, mit Tränen in den Augen eine Leichenbittermiene aufzusetzen.

Noch eine Kurzgeschichte vom Umfeld: Zu Hause übte ich das Drama *Egmont*. Ich bemerkte nicht, daß der Kohlenhändler vor der geöffneten Korridortür stand und mir geduldig zuhörte. Beim Satz: „Ob er mich

liebt, ist das ein Frage?“ fing er helllaut zu lachen an. Ich schämte mich fürchterlich.

Es kam schließlich der Abiturball. Der Bodensteiner Herbert paßte nicht auf und kippte ein Glas Rotwein auf mein schönes Kleid. Nach dem ersten Schock tat dies aber dann der weiteren Freude keinen Abbruch.

Riedel Karl

Riedel Karl, gen. „Sad“ *Anfangs bei AEG Teletechniker. Nach der Übernahme durch Bosch (Bosch-Telecom) Vertriebsdirektor mit Gesamtprokura und zuständig für den Auslandsvertrieb und dadurch weltweit tätig. Nebenberuflich 24 Jahre im Aufsichtsrat der Volksbank Backnang.*

Die Flosser

Am Anfang stand die Aufnahmeprüfung. Mein Vater war im Krieg, meine Mutter hatte keine Zeit; so mußte ich mit Theo Marienscheck (später genannt „Graf“) und dessen Vater nach Weiden fahren. Dort sah ich zum ersten Mal so ein großes Gebäude wie die ‚Oberrealschule für Jungen‘. Meine Aufregung war groß, zumal viele vor mir mit „Bestanden“ entlassen wurden und ich erst ziemlich spät merkte, daß die Aufrufe alphabetisch erfolgten.

Unser erster Klassen- und Englischlehrer war der Weber Kare, der uns immer wieder einschärfte, daß jedes Perfekt mit *to have* gebildet wird.

Täglich mußten wir mit dem Zug (Bockl) zu früher Stunde nach Weiden fahren und bald gesellten sich auch Ossy (Weigert Oskar), der Schmidkonz Rudi (gen. „Hannibal“ bzw. „Fritzerl“) und der Meißner Helmut (gen. „Stach“) zu uns.

Die Bockl-Fahrten waren oft sehr beschwerlich – Kälte und Schneeverwehungen hielten uns oft auf. Wenn nicht, mußten wir uns bis zum Stundenbeginn im Auswärtigenzimmer aufhalten, wo u.a. auch Dieter

Hildebrandt (gen. „Hadubrand“), der heute die Sendung „Scheibenwischer“ macht, anzutreffen war.

Kaum saßen wir im Zug, kam die Schultasche auf die Knie und wir spielten Schafkopf oder Bammel; übrigens auch während des Fliegeralarms, den wir oft im Hotel Wittelsbach (Verwandte von „Stach“) überstanden.

Zunehmend widmeten sich Ossy und ich dem Sport, während „Graf“ seinen musikalischen Neigungen nachging. „Stach“ war schon damals der Schöngest mit großem Interesse an Literatur und Philosophie.

Die große Schulunterbrechung nach dem Einzug der Amerikaner überbrückten Ossy und ich als *librarians* in einer Leihbücherei der GI's im Lager Flossenbürg. Das war für unser Englisch gut, brachte etwas Geld und die Möglichkeit, neben ausgedehnten Tisch-Fußballspielen Zigarettenkippen zu sammeln, die ein uns nahestehender, damals arbeitsloser Studienrat in der Pfeife rauchte. Er brachte uns dafür Latein und Englisch bei. Z.B. war der Spruch: *a, ab, cum, e, ex und de, in sub, sine, pro und prae regieren den Ablativ* eine gute Grundlage für spätere Satzauflösungen bei Frau Dr. Auer.

Bei den Amerikanern lernten wir natürlich auch die GI-Comics kennen, mit der durch seine Gangart bekannten Witzfigur „*Sad Sack*“.

Meine lieben Freunde hatten nichts besseres zu tun, als mir den Spitznamen „Sad“ zu geben, der mich dann die ganze Schulzeit und manchmal bis heute begleitete.

Ein großer Lichtblick bei den Lehrern war Max Reiter, der uns als erster die Wirkungsweise eines Automotors auf Englisch beibrachte und der uns auch als Sportlehrer all die Jahre begleitete. Ein ‚highlight‘ war u.a. der Skiausflug zum Sudelfeld 1949.

Überhaupt war Sport unsere große Erholung von den Mühen des sonstigen Unterrichts, z.B. beim „Skop“ in Deutsch mit seinen hohen Anforderungen an Mittelhochdeutsch und Lautverschiebung.

„Graf“ mußte das alles nicht mehr ertragen. Er spielte uns zwar zum Tanz auf, begann dann aber eine Lehre bei der Baywa, wo er später Baywa-Chef in Lappersdorf wurde.

„Hannibal“, der sich mit unserer Bockl-Gefährtin Mariechen aus Vohenstrauß liierte, diese dann auch heiratete, verließ die Schule, auch ohne Abitur. Leider ist er schon lange nicht mehr unter uns. Ossy und ich blieben dem Sport treu u.a. auch dem Handball: Ossy im Sturm, ich meist als Läufer oder Torwart (s. Bild).

Etwas kritischer wurde es, als die Mädchen nach dem Lyzeum in den letzten beiden Klassen zu uns kamen. Wir mußten uns etwas besser benehmen und mehr lernen, um uns neben den äußerst strebsamen jungen Damen wenigstens einigermaßen behaupten zu können. Ganz und gar blamieren wollten wir uns ja auch nicht.

Die Abiturprüfungen waren sehr aufregend. Dank Stachs Fürsprache konnten wir in dieser Zeit im Hotel Wittelsbach bleiben und so das Hin- und Herfahren vermeiden.

Rückblickend kann man sagen: Wir hatten trotz vieler widriger Umstände eine schöne Schulzeit. Ich finde es phantastisch, daß wir nach mehr als 50 Jahren nach dem Abitur dank der Weidener Initiatoren und Organisatoren immer noch gerne zusammenkommen.

Rödl Heinrich

Rödl, Dr. Heinrich Zahnarzt, Regensburg; Divisionszahnarzt mit Fachdienstaufsicht für die Region Bayreuth bis Regen/Niederbayern und Dienststellenleiter der Region östlich Würzburg - Nürnberg - Regensburg - Passau mit Dienstgrad Oberfeldarzt.

Heinis „Schmarrn“

Von 1946 bis zum Abitur habe ich wohlbehütet im „Studienseminar St. Augustin“ gewohnt, zusammen mit Richard Kriegelsteiner und einigen anderen von unserem Jahrgang. Nach der „Zahnschlosserausbildung“ und Promotion habe ich verschiedene Gegenden in Süddeutschland kennengelernt.

So war ich in Geislingen/Steige, in Naila, in Amberg, Erlangen und Herzogenaurach.

1960 hat die Bundeswehr „Zahnschlosser“ gesucht und ich bin dort gelandet und war 30 Jahre bei diesem „Verein“.

Nun, jeder Verein hat seine Eigenheiten, aber man gewöhnt sich daran.

Die folgenden 10 Jahre habe ich dann zuhause in Regensburg meinen „Klempnerberuf“ ausgeübt.

Während dieser 10 Jahre habe ich noch Fachkundeführer für Zahnarthelferinnen an der Berufsschule in Regensburg gespielt. War auch ganz interessant.

Jetzt bin ich zuhause und versuche, bei meiner „Chefin“ einigermaßen guten Eindruck zu machen.

Das war's.

Ich hoffe, ich habe nicht zu viel „Schmarrn“ erzählt.

Rössler Heinrich

gen. „Poldi“

Sie tanzte mit ihm – dann sank er hin

Auch ich hatte mal meine „schwachen“ Minuten.

1948, kurz nach der Währungsreform organisierte eine Klasse vor uns eine Tanzveranstaltung am Schwedentisch. Für diesen Tanzabend gelang es einem meiner Schulkameraden, eine Begleiterin für mich aufzutreiben. Trotz einiger Bierchen konnte ich aber mit dieser Dame nicht warm werden und suchte mir, leicht benebelt, einen anderen Platz. Nach einer kurzen Tanzpause wurde Damenwahl angesagt und die Kapelle spielte einen Walzer. In diesem Moment stürzte sich ein anderes, wesentlich größeres, gewichtiges Mädchen auf mich und zerrte mich auf die Tanzfläche. Sie wirbelte mich so herum, dass mir ganz schwindlig und schwarz vor den Augen wurde. Abgesehen davon, war Walzer sowieso nicht meine Stärke. Ich kam mir in den Armen dieser „Walküre“ wie ein hilfloser Zwerg vor. Wie konnte ich aus dieser mir sehr unangenehmen Situation nur schnellstens entkommen? Es half nur eines: Eine Ohnmacht. Gedacht – getan. Ich sank auf den Boden und blieb dort liegen. Der Vorfall muß so echt gewirkt haben, dass sich einige Schulkameraden rührend um mich bemühten, mich auf eine Bank legten, wo ich regungslos liegen blieb und dadurch abwarten konnte, bis der Walzer zu Ende und damit die Gefahr vorbei war.

Zur allgemeinen Freude meiner um mich besorgten „Retter“ stand ich nach diesem Walzer, von der „Ohnmacht“ gut erholt, wieder auf und mischte mich voller Tatendrang unter die Tanzenden des nächsten Tanzes.

Erst viel später erfuhr ich, dass sich das Mädchen wegen dieses Vorfalls so betrunken haben soll, dass sie ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen musste. Ob das wirklich wahr war, weiß ich nicht. Ich glaube eher,

dass sich meine „Freunde und Retter“ durch dieses Gerücht nur an mir wegen ihres entgangenen Tanzvergnügens ein bisschen schadenfreudig rächen wollten.

Kaleidoskop: Im Zeichen der Fraternisierung

Es war an einem Faschingsabend
da jugendfroh versammelt habend
zwei Klassen übermütig heiter
sich bildeten im Tanzen weiter.
Denn um der Revanche Willen
wurden Späße, heit're Grillen,
von den Mädchen ausgedacht
und ergiebig auch belacht,
Und von Rednern, hochbegabt
wurden Reden hergesagt.

Doch von allen unerreicht,
war der Anfang froh und leicht.
Und er war sehr raffiniert –
stellt sich doch ganz ungeniert
so ein Blondchen hin und lacht,
und – alle haben's nachgemacht.
Solch Beginn – man kann sich's denken –
war mit Reden nicht zu lenken.
Und das Wiehern allgemein
fand für Stunden dort sich ein.

Plötzlich in des Abends Mitten,
man ließ sich g'rad mit Tee beglücken,
öffnet sich die hohe Tür,
ein Strabante kommt herfür,
bringt mit sich ganz ohne Zagen

'ne Harmonika getragen,
schreitet zu dem Richter hin.
Mit Talar und ernstem Sinn
zeigt dieser an nun den Beginn.
Fragt der Richter – so kommt leider
als Antwort nur der Töne Leiter
in verschied'ner Wandlung vor.
Und es hört's erzürnte Ohr
dieses Richters traute Weisen
aus dem Quetschebalg entweichen.

Plötzlich wird es ihm zu dumm:
Pötzblitz, wie ist der Kerl stumm.
Raus mit dir, du dummer Junge,
schreit er dann aus voller Lunge,
und dermaßen ging es weiter
auf der bunten Stundenleiter.

Vieles wäre noch zu sagen,
doch warum die Feder plagen,
jeder denket gern der Stunden,
die wir dort beinand gefunden;
und in zwanzig, dreißig Jahr'
erzählst du dann, wie's damals war.

Stolberg Max

Stolberg Max *Salem, SC (South Carolina).*

- 1950/51 Davidson College, Davidson, North Carolina*
- 1951–55 Universität München (Diplom-Kaufmann)*
- 1955–60 A.M. Pullen & Co, Greensboro, North Carolina, Wirtschaftsprüfungsgesellschaft*
- 1961 Wirtschaftsprüferexamen (Certified Public Accountant)*
- 1960–63 Price Waterhouse & Co., New York City*
- 1963–65 E.I. Du Pont de Nemours & Company, Wilmington, Delaware*
- 1966–88 Du Pont de Nemours (Deutschland) GmbH, Düsseldorf*
- seit 1967 glücklich (und kinderlos) verheiratet mit einer Warendorferin. Ruth unterrichtete viele Jahre an Düsseldorfer Schulen.*
- 1988 Pension*
- 1994 Rückkehr in die USA (South Carolina)*

Die b-Klasse – Erinnerungen

Es war der erste Schultag an der Oberrealschule. Wir waren 10 Jahre alt und standen in der warmen Herbstmorgensonne. Enggedrängt. Einige schweigend, andere den großen kleinen Mann spielend. Zu den letzteren gehörte ein kräftiger Dicker (Wolfgang Mehler), der uns Schnupftabak vorführte. Ich war fasziniert, wie er sich weltmännisch das Pulver auf die Mulde zwischen Zeigefinger und Daumen streute und schaute wohl zu nahe hin. Der Dicke machte eine schnelle Handbewegung und ich hatte das Pulver in den Augen. Es brannte höllisch und dann läutete die Schulglocke und man ließ uns hinein.

Alois Schambeck und ich hatten eine Bank in der zweiten Reihe. Unser Klassenleiter und Englischlehrer war Professor Zirk. Er war ein gutaussehender, zierlicher Mann. Glänzendes schwarzes Haar, zurückgekämmt, mediterran. Wahrscheinlich noch keine 30. Er muß der Schwarm der jüngeren Weidener Damenwelt gewesen sein. Er war streng. Er lehrte uns was ein Gentleman und was eine Lady ist und fragte ein paar

Tage später einen von uns nach dem weiblichen Pendant von *“gentleman”*. Der Gefragte hatte seine Vokabeln nicht studiert. Er dachte nach und sagte dann *“gentlewoman”*. Professor Zirk und wir lachten. (Erst viele Jahre später entdeckte ich, daß der Gefragte nicht unrecht hatte. Es gibt den Begriff tatsächlich.) Nach dem ersten Schuljahr war Professor Zirk verschwunden. Man sagte, man habe ihn zum Militär eingezogen. Wir hörten nie wieder von ihm. Ich fürchte, nur Gott und die Weiten Rußlands wissen, was aus ihm geworden ist.

Ein kleines zaundürres Männchen unterrichtete Geschichte. Es war wohl das letzte Jahr vor seiner Pensionierung. Wir nannten ihn den „Ohdürren“, eine Poldi Rößler Wortschöpfung. Der Ohdürre erzählte uns von Deutsch-Ostafrika und Lettow-Vorbeck und wir hörten stauend die Geschichte vom deutschen Feldwebel, der jeden Morgen sein Glasauge auf einen Baumstumpf legte und sich von dannen machte, während die Schwarzen unter Aufsicht des Glasauges weiter exerzierten.

In der 2. Klasse hatten wir in Mathematik einen pensionierten Diplom-Ingenieur. Er zensierte zunächst streng, bis eines Tages einer von uns mit seinem Arbeitsheft zum erhöhten Katheder ging und ob seiner Note remonstrierte. Der alte Mann besserte die Note auf. Das war sein Fehler. Nun ging der nächste zum Katheder. Dann waren es zwei, drei und dann umzingelte ihn die ganze Meute. Einer, der sich im Gedränge sicher fühlte, schlug mit der Faust auf den Katheder und das Aufbessern bzw der Ausverkauf begann. Ich vermute, es hat den alten Mann gebrochen. Ich weiß es nicht. Wir waren alle im Taumel unserer besseren Note. Ob wir danach bessere Mathematiker waren, ist zu bezweifeln.

Im dritten Jahr war der alte Salzl unser Klassenleiter und im nächsten Jahr war er unser Lateinlehrer. Salzl war faul. Wir waren bei Lektion 11 und wir mußten als Klassenarbeit, ohne jegliche Vorwarnung, Lektion 41 übersetzen. Schlimmer war nur noch der Biologielehrer Wolf, der (vermutlich in einem Wutanfall) kurz nach Anfang der Stunde sagte: „Hefte raus! Zeichnet den Durchschnitt eine Roggenkorns!“ Anschlie-

ßend benotete er auf der Stelle die eingesammelten Arbeiten. Sechs, sechs, sechs ... nur zwei oder drei hatten eine bessere Note. Ansonsten war Wolf ein guter Lehrer, wie auch Dr. Straub, der, als einst der Zwack Schorsch an einem Stundenende sagte: „Herr Professor, es hat gelitten“, den Schorsch dazu verdonnerte, aufzustehen und zwanzigmal zu sagen: „Jesus hat gelitten, es hat geläutet.“ Am Schluß sagte der konfuse Schorsch: „Jesus hat geläutet, es hat gelitten.“ Wolf und Straub waren beide überzeugte Nazis. Im Unterricht merkte man wenig davon. In Erinnerung aus den frühen Jahren ist noch der „Wiese“ (Alois Wiesmüller, Diplom-Handelslehrer) der uns Rechnen beibrachte und Lämmerer, der Musiklehrer. Mit Wiese ließ sich leben. Er sagte: „... da saufen sie jeden Morgen drei Liter Kaffee und dann müssen sie immer austreten.“ Der Lämmerer jedoch war noch fauler als Salzl. Er nannte sich „Gesangslehrer“ und der Musiksaal war auch zum Singen ausgelegt, denn er hatte keine Stühle. Wirklich gesungen haben wir bei Lämmerer nie. Er ließ uns zwei Jahre lang Tonleiter üben „*dore-mi, dore-la*“. Er schrieb die Tonleitern nur einmal an die Tafel und, da ich kurzsichtig war, bekam ich es nicht mit. Als ich vorsingen mußte, meckerte ich wie eine Geiß aus lauter Nervosität.

1944/45 kam Klaus Leder in die Klasse. Er war unser erster „Zuwanderer“ und kam aus dem ausgebombten Berlin. Klaus war groß und hager und warf seine Arme durch die Gegend. Herbert Bodensteiner nannte es „Faxen“. Heute vermute ich, daß Klaus damals „bombengeschädigt“ war. Er war in Englisch sehr gut und absolut anglophil. Er schien BBC zu hören. Als wir während eines Fliegeralarms auf den Nabwiesen saßen, sang er: *“It's a long way to Tipperrary, it's a long way to go ...”* Er erzählte mir, daß sein Vater französisch wie ein Südfrenze spreche und ich war beeindruckt.

Der Krieg ging seinem Ende zu. Ich erinnere mich an einen schneeverhangenen, dunklen Winternachmittag. Auf dem Pressather Bahngleis stand seit Stunden ein Güterzug voll mit Flüchtlingen. Es war kalt. Als ich den Zug entlangging, kam mir ein Mädchen im Mantel und hohen

Stiefeln entgegen. Vermutlich wollte sie sich warmlaufen. Für sie muß es eine schlimme Situation gewesen sein, aber sie war nicht verzagt und wir redeten miteinander. Später sahen wir uns völlig unerwartet in der 7b wieder. Es war Lorelies Krägel.

Dann kam das „verlorene 1945/46er Jahr“. Ich trieb mich bei den Amerikanern herum (manche waren ja nur vier oder fünf Jahre älter als wir) und lernte dabei Englisch. Einige Weidener Klassenkameraden (ich lebte damals in Pressath) lungerten an der Ecke des Cafe Weiss herum und versuchten sich in Schwarzhandel. Papa Kolbe und Achim Kretschmer konnten danach jiddisch und erheiterten uns gelegentlich mit Kostproben. Es waren wirre Nachkriegsjahre. Der Krieg hatte viele Menschen in die abgelegene Oberpfalz verschlagen. Die meisten gingen wieder, aber manche wurden sesshaft.

Als es wieder in die Schule ging, hatten wir den Oberstudienrat Dr. Franz Xaver Schmid als Klassenleiter und Deutschlehrer. Er war ein netter, älterer Herr und beide Seiten tolerierten sich. Er sprach öfter leidvoll und sotto voce über Hämorrhoiden und die Erleichterung durch Kaltwasserapplikationen. Als er uns später unahnend das Aufsatzthema „Wasser als Leben“ stellte, bekam er dreißig Laien-Ausätze über Wasser und Hämorrhoiden, letzteres Wort vermutlich in dreißig Varianten buchstabiert. Er redete nie mehr davon. Mathematik und Physik unterrichtete Gerda Strobel, denn die Männer kamen erst langsam aus dem Krieg zurück. Sie war selbst noch blutjung. In Englisch hatten wir für kurze Zeit Professor Willerich. Er sprach amerikanisches Englisch und dolmetschte für die Militärregierung. Ich lernte eine Menge von ihm (... *there was the young lady from Niger, who smiled as she rode on a tiger ...*), hatte aber den Eindruck, daß ihn die Sprachwissenschaftler im Kollegium nicht für ganz voll nahmen. Er konnte nämlich tatsächlich in einer anderen Sprache eine Tasse Kaffee bestellen. Er war dann auch nicht lange bei uns. In der 5b hatten wir auch, leider nur für ein Jahr, Karl Strobel. Es gab keinen Blödsinn, auf den Karl nicht gekommen wäre. Er war darin genial. Später soll er Gerichtsvollzieher geworden sein. Das

Leben schreibt seine eigenen Späße. Um diese Zeit kam auch Professor Max Reiter. Er unterrichtete uns in Englisch und Sport. Über Max Reiter zu schreiben, hieße Eulen nach Athen tragen. Er war damals noch keine 30. Er adoptierte uns bzw wir adoptierten ihn. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die inzwischen ein halbes Jahrhundert dauert. Fritz Landgraf und Max Reiter warfen ein ungeplantes Schlaglicht auf das Verhältnis, als Fritz beim 1990 Klassentreffen in einer kleinen Ansprache sagte: „... und da war der kleine Kerl (Reiter), der immer zuschauen mußte, wenn wir Volleyball spielten. Bis wir eines Tages sagten: ‚Komm, spiel mit.‘“ Max Reiter sagte darauf: „Fritz, Du vergißt, daß ich den Ball aus München mitbrachte, sonst hättet ihr gar nicht spielen können.“

Dr. Karl Friedrich, denn wir früher einmal in Latein hatten, unterrichtete in der 6b Stenographie und Spanisch. Er hatte früher in Argentinien gelebt, wo man ihn ob seines blonden rötlichen Haares „El Rubio“ nannte. Wir fanden dies toll.

In dieser Zeit begannen auch die ersten Bemühungen der Lehrer uns zu zivilisieren. So schickte man uns ins Spitzkino um das „Lied der (heiligen) Bernadette“ zu sehen. Die Gruppe, in der ich saß, bekam Lachkrämpfe und wir mußten das Kino verlassen. Dann sahen wir „Die Entführung aus dem Serail“. Eine Aufführung des Hofer Stadttheaters. (Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß man mich seitdem in keine Oper mehr bekommen hat.) Natürlich durfte eine Ausstellung über Geschlechtskrankheiten im Waldsassener Kasten nicht fehlen. Wir sahen u.a. von Syphilis zerfressene und in Formaldehyd verwahrte menschliche Körperteile. Ich bekam Hunger und fing an, mein Pausenbrot zu essen. Neben mir stand der „kleine“ Schrott. Ihm wurde schlecht und er mußte rausgehen. Wir waren rauh aber herzlich. (Meine Frau sagt „verroht“). Wir waren auch arm und einige waren ärmer. Wir empfanden uns aber nicht als arm. Wir hatten natürliches (manche würden sagen „übergroßes“) Selbstbewusstsein und keine Angst vor dem Leben. Mit 17 organisierten wir unsere erste Fete. Am Schwedentisch. Theo Marienscheck spielte in der angeheuerten Band. Unser selbst gedichte-

tes Klassenlied war: „Das sind wir, wir hauen auf die Pauke ...“ Klaus Müller, gebürtiger Berliner, den das Leben für ein paar Jahre zu uns verschlagen hatte, „importierte“ zu dem Anlaß seine einundzwanzigjährige Freundin aus Berlin. Sie logierte in einem kleinen Hotel gegenüber der Hauptpost. Man munkelte, sie sei verheiratet. Falls wahr, hätte Papa Kolbe wohl seinen Urschrei ausgestoßen. Falls nicht wahr (und das ist wahrscheinlicher) hätte Papa Kolbe ebenfalls seinen Urschrei ausgestoßen. Für Poldi Rößler fiel dies alles unter sein englisches Lieblingswort *“debauchery”*.

Zwischen damals und heute liegen Welten. Unter uns gab es nie Prügeleien oder ernsthafte Auseinandersetzungen. Wir waren eine Bande. Wir hatten ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl und unbewußt eine gewisse „innere Führung“. Vielleicht lag es daran, daß Herbert Bodensteiner einst Fähnleinführer war und Heinz Federl einer seiner zwei Jungzugführer. (Daß Karl Strobel der zweite war, sollte man in diesem Zusammenhang vielleicht besser verschweigen.) Außerdem hatten wir, insbesondere in den letzten Klassen, gute Lehrer.

Aus Siegl Hausknechts hervorragender (und von mir beim Schreiben dieser Zeilen vielbenutzten) statistischen Broschüre „Rückschau und Nachlese“ (1990) geht hervor, daß die Schulspeisung im April 1947 anlief. Wir saßen in einem Raum im Schulkeller und löffelten unseren warmen Haferbrei mit gelegentlichen Rosinen. Hierbei taten sich insbesondere die Gebrüder Kühn hervor. Klaus verschlang Unmengen.

Im Herbst 1948, mit Beginn der 7. Klasse, kamen zehn Mädchen von der nur sechsklassigen Oberschule für Mädchen zu uns zweiundzwanzig Jungen. Wie Siegl schreibt, war dies die Ausnahme von der Regel und Neuland für die Oberrealschule. Die Eingliederung war problemlos. Für uns Jungen änderte sich im Grunde nichts. Die Mädchen saßen an der Fensterseite, und alles lief wie bisher. Wir lebten aber weniger miteinander als nebeneinander. Die Mädchen waren angehende Damen. Die Ausnahme war Marianne Mayer. Sie war von Österreich zu Verwandten nach Weiden verschlagen worden. Sie war nur ein Jahr

bei uns, aber zog manchmal mit uns Jungen zu Tischtennispielen und anderen Unternehmungen. Im Grunde war sie ein Junge, der zufällig weiblich geboren wurde. Ansonsten besteht aber Grund zur Annahme, daß die Mädchen die damalige Situation anders sahen, denn die Hälfte von ihnen haben wir nach dem Abitur aus den Augen verloren. Sie sind anschriftslos.

Die letzten zwei Schuljahre verliefen schnell. Unser Deutschlehrer, Dr. Roth, hatte nach der sechsten Klasse aufgehört, uns mit der Lautverschiebung zu quälen (*tegula* zu *Ziegel*) und war zu Eichendorff und anderen Sachen übergegangen. Apropos Eichendorff: an einem schönen Sommervormittag wurde Justus Kühn von Roth gebeten vor die Klasse zu treten um, *ex tempore*, eine Zusammenfassung einer Eichendorff Novelle zu geben. Ich sehe den schüchternen Justus in seinem grünen Armeekittel heute noch vor mir. Justus, der später Ingenieur wurde, war nicht ein Freund großer Worte. Er kam stets schnell auf den Kern einer Sache und so sagte er nach einigen schüchternen Anfangssätzen „der Mann kam an die Frau nicht ran“. Der Ästhet Roth schlug die Hände vors Gesicht und Justus durfte sich nach ein paar weiteren kurzen Ausführungen setzen. Unvergessen ist auch der Tag, an dem sich Poldi Rößler über eine Vier im Aufsatz beschwerte. Poldi war in Englisch sehr gut. Er stand auf in seiner Bank und sagte Roth, daß die Deutschnote aufgebessert werden müsse „die Leute glauben ja sonst, ich sei ein Ausländer“. So weit ich mich erinnere, ging Roth aber auf dieses logische Argument nicht ein.

Im Juni 1950 kam das Abitur und der Abiturientenball (bei dem Professor Hettwer einigen von uns, die mit ihm an der Theke saßen, einen Schnaps spendierte) und dann waren wir in das Leben entlassen. Poldi Rößler erzählte mir Jahre später, wie er und ein paar andere Achim Kretschmer mit seinem kleinen Kofferchen an den Weidener Bahnhof brachten. Achim wollte in Krefeld Textilingenieur werden. Wir haben nie wieder von ihm gehört. *C'est la vie*.

Zum Schluß eine persönliche Anmerkung. Die vorhergehenden selektiven Erinnerungen sind meine Erinnerungen. Andere werden die Zeit und die beschriebenen Situationen anders gesehen haben. Auch mag die zeitliche Einordnung nicht in jedem Fall stimmen. Es ist lange her.

Ich selbst wohne seit neun Jahren wieder in den USA. In der Ecke, an der South Carolina, North Carolina und Georgia zusammenstoßen. An einem sehr großen See am Fuß der Blue Ridge Mountains, die, mit Ausnahme der gelegentlichen hiesigen Schwarzbären, dem Bayerischen Wald sehr ähneln.

Meine Geschichte ist zu Ende. Gott segne jeden Einzelnen von Euch, und wenn die Zeit kommt, *“raise you up on eagle’s wings and bear you on the breath of dawn.”*

Unterstein Karl

Unterstein Karl, gen. „Knöpfli“ 1937 Einschulung in die Zwergschule Kleinschwand. 1939 Umzug nach Tännenberg und 3. Klasse Volksschule. Von 1940 bis 1944 bei den Regensburger Domspatzen und hier 1941 Übertritt in die Oberschule am Minoritenweg. 1944 Heimkehr nach Weiden und in die dortige Oberrealschule bis 1950. Studium des Maschinenbaus an der TH München mit Abschluß Diplomingenieur und anschließendem Wechsel an die Fakultät für Brauwesen nach Weihenstephan mit Abschluß Diplombraumeister. Dort Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Energiewirtschaft. Ab 1. Oktober 1958 Chefingenieur und Direktor der Machinentechnischen Abteilung der Dortmunder Union Brauerei AG bis 1964. Dann bis 1968 Technischer Vorstand einer Brauereimaschinenfabrik in Essen. Am 1. Oktober 1968 Rückkehr zur Union Brauerei, (ab 1970 DUB-Schultheiß Brauerei; heute: Brau und Brunnen AG) als Direktor und Leiter der Konzern-Planungsabteilung. Ab 1. Januar 1979 bis zum altersbedingten Ausscheiden am 31. Juli 1996 Geschäftsführer der Löwenbräu Consulting GmbH. 1961 in Dortmund geheiratet. 1991 Promotion zum Dr.-Ing. an der TU München-Weihenstephan. Bau und technische Beratung von Brauereien im In- und Ausland – bis heute.

Die Umerziehung

Am Ende des Krieges waren alle meine Schulkameraden zwischen 14 und 16 Jahre und damit beim JV oder der HJ. Zum Schulwiederbeginn im September 1945 mußten wir also irgendwie umerzogen und demokratisch ausgerichtet werden, wobei uns die Amerikaner halfen. Es wurden Jugendgruppen gebildet wie z.B. die GYA (German Youth Activity), die im Ev. Vereinshaus ihr Versammlungs- und Freizeitzentrum hatte. Heinz Hoffmannbeck, ein späterer Redakteur des *Neuen Tag*, war der erste Leiter dieser Gruppe, zu der wir auch gehörten. Wir spielten dort Tischtennis, lernten von den Amis Baseball/Softball, das wir dann auch gegen auswärtige Mannschaften spielten, wobei uns die Amis mit

ihren Trucks jeweils hinführen und auch verpflegten, was sehr wesentlich war.

Wir veranstalteten auch Zeltlager.

Eines dieser frühen Zeltlager war außerhalb von Pullenried bei Wildstein, hinter Tännenberg. Es dauerte eine Woche und wir wurden bestens verpflegt. Wir hatte 4 große Zelte mit je etwa 10 Personen, machten Spiele, gingen ins Dorf und hielten am Lagerfeuer Wache. Wir inszenierten mal einen Scheinüberfall auf das Lager mit dem Erkennungswort „Kroua“ für die zu leistende Hilfe, um einige Lagerteilnehmer zu provozieren, da sie dieses bayerische Wort nicht aussprechen konnten. Das Wort „Krähe“ akzeptierten wir nicht. Dem wachhabenden Nichtbayern – er hieß Schäfer Claus, war sehr vorwitzig und wußte immer alles besser – wurde hierbei ein Sack über den Kopf gestülpt und er bezog einige Prügel. Schäfer war bei den Amerikanern beschäftigt und er emigrierte bald darauf nach Amerika/Kanada.

Die Fahrt ins Gebirge an den Schliersee zum Taubensteinhaus im Sommer 1947 (vom 26. Juli bis 5. August) wurde ebenfalls durch die GYA organisiert und mit Proviant unterstützt. Wir fuhren mit dem Zug und der mitgebrachte Proviant mußte mit Mulis zur Hütte gebracht werden.

Eine große Leidenschaft war das Kinogehen: Im Ankerkino liefen für uns Jugendliche nachmittags amerikanische Filme wie *Goldrausch*, diverse Wildwest- und Seeräuberfilme, die wir, vor allem wegen des allgemeinen Treffpunkts, gerne und z.T. mehrfach angesehen haben. Außerdem war dies ein Ort, wo wir Zigaretten rauchen und sonstige Tauschgeschäfte abwickeln konnten.

Zigaretten waren die beste Kompensationsware. Eine Ami-Zigarette kostete vor der Währungsreform 5 RM. Sie wurde immer bis zu den Fingerspitzen aufgeraucht, wobei sich dann zu einer Zigarette gleich mehrere durch Zuruf „Loa ma an Zug!“ anmeldeten: „Erster! – Zweiter! – Dritter!“ In dieser Reihenfolge kamen sie dann zum Rauchen dran.

Zu der üblichen Freizeitgestaltung gehörte auch der tägliche Stadtbummel von ca 17 bis 18 Uhr, vorrangig in der Maxstraße und teilweise bis zum Bahnhof, wo wir dann auch unsere Bekannten, vor allem die Mädchen, trafen.

Die ersten Schuljahre der Nachkriegszeit

Dies war auch die Zeit der Schulspeisungen. Die älteren Schüler mußten auf Anforderung des Hausmeisters die großen Töpfe in den Schulspeisungsraum tragen und die Klassen wurden zum Empfang der Schulspeisung vom Hausmeister abgerufen. Wir nutzen dies oft, wenn Klassenarbeiten anstanden, den Hausmeister zu bitten, von unserer Klasse vorher zwei Schüler zum Tragen der Töpfe anzufordern oder uns zur Schulspeisung abzurufen. Dann ist die Klassenarbeit oder die Unterrichtsstunde ausgefallen.

Die Nachkriegslehrer hatten es nicht leicht mit uns. Sie hatten auch nichts zum Anziehen und zum Essen und es wurde mancher Bestechungsversuch unternommen, um die Noten zu verbessern. Wir wußten, wer die „Wurstlieferanten“ waren und haben dies auch akzeptiert und teilweise auch zu unseren Gunsten genutzt. Manche Lehrer, die den Krieg voll mitgemacht hatten und dann auch als Flüchtlinge in Weiden seßhaft wurden, sind an unserem Benehmen und ihrem Bemühen, uns zu erziehen, fast verzweifelt (Roggan, Kurzeya, Dr. Friedrich gen. „El Rubio“ wegen seiner rötlichen Haare und des Wahlfachspanischunterrichts, Reinhold, Dr. Schrott gen. „der kleine Schrott“; der große Schrott war der Oberstudiendirektor und Schulleiter Dr. Schrott, gen. „der Schrott-Papa“).

Roggan (im Militärmantel) rezitierte das Schiller-Gedicht: *„Vor seinem Löwengarten das Kampfspiel zu erwarten saß König Franz ...“* Sobald die Löwen vorkamen, gaben wir entsprechende Laute mit halb geschlossenem Mund von uns und Roggan konnte nicht feststellen, wer es war. Er verließ wütend das Schulzimmer.

Reinhold stand hinten im Klassenzimmer und ich saß vorne in der zweiten Reihe: „Unterstein, sind Sie ruhig!“ Auf meinen Protest hin Reinhold von hinten zu mir: „Wenn Sie's auch diesmal nicht waren, sonst war'n Sie's immer!“ Er gab Latein.

„Naz, gib a Pfund (Wurst), dann kre'igst scho a gscheide Notn“:

Naz schrieb für den Bepp, der in Latein immer eine schlechte Note hatte, eine Lateinarbeit unter dem Namen vom Bepp und der ‚Bepp‘ bekam keine gute Note. Umgekehrt schrieb der Bepp den Namen von Naz auf die Klassenarbeit und die Note war ‚befriedigend‘.

Der Lederer (Hausname) Bepp hatte als Kompensationsware u.a. auch Leder anzubieten. Wir, die anderen, hatten mit dieser Art der Notenaufbesserung keine Probleme, da wir dadurch ja nicht benachteiligt wurden.

Auer Martin im Chemieunterricht: „Deckiert, rauchen Sie?“ Antwort: „Gott sei Dank, Herr Professor“. Auer Martin zu uns: „Wenn Ihr nicht ruhig seid, sage ich zu Euch nicht mehr ‚Sie‘!“ Auer Martin: „Ich bin nicht Doktor, meine Frau ist Doktor“, wenn wir ihn ärgern wollten und mit ‚Herr Doktor Auer‘ anredeten.

In einer Wand im Klassenzimmer war ein Loch. Auf der Schulzimmerseite stand ein Schrank davor. Der Netsch Fritz hat sich öfter darin einsperren lassen. Ein Beauftragter hat mit einem Stock von außen an den Schrank gestoßen: „Es hat geklopft, Herr Professor!“ Der Professor ging hinaus und schaute nach, aber niemand war draußen. Zwischenzeitlich ließen wir den Fritz aus dem Schrank heraus, ohne daß sein Erscheinen bemerkt wurde.

Der Vater vom Netsch Fritz war Verwalter im gegenüber liegenden Landgericht, dem heutigen Waldsässener Kasten. Wir gingen öfter hinüber, was natürlich nicht erlaubt war, um zu rauchen und teilweise auch vor gewissen Unterrichtsstunden.

Der Mathematiklehrer Moser hat uns in der 6. Klasse nach dem Alphabet gesetzt, wodurch er unsere Namen besser merken konnte. Von da ab saß ich immer neben dem Weber Anton aus Mitterteich.

Der Dane (Toni) wohnte auch einige Zeit (meiner Erinnerung nach in der Winterzeit) bei uns in Weiden am Pfarrplatz, weil er als Fahrschüler immer zu viel Zeit zum Lernen verlor.

Wenninger war meiner Erinnerung nach Erdkundelehrer. Sein Einstand in der 6. Klasse begann mit dem Schreiben seines Namens an die Tafel und dem Ausspruch: „Mein Name ist Wenninger und ich kann fei sehr saugrob werden.“

Die Strobel Gerda war unsere Klaßleiterin und unsere Mathematiklehrerin in der 5. Klasse und es war ihre erste Stelle. Ich mußte mal wegen einer Algebra-Aufgabe an die Tafel. Die Strobel saß mit ihren langen Beinen so aufreizend am Katheder, daß ich an der Tafel beinahe nichts zusammen gebracht hätte, obwohl ich sonst in Mathe recht gut war. Wenn ich sie ansehen mußte, was ja wegen der Aufgabenlösung erforderlich war, sah ich nur ihre Beine, was mich sehr verwirrte. Sie hat natürlich von ihrer „beinlichen“ Wirkung auf mich nichts geahnt und nichts gemerkt, dafür ich um so mehr. Wir mochten sie und haben sie noch jahrelang zu unseren späteren Abiturtreffen eingeladen. Später traf ich sie gelegentlich und einmal habe ich es ihr auch erzählt. Sie hat sich köstlich darüber amüsiert.

Die Glück war Lateinlehrerin und sie paukte mit uns immer sehr intensiv Vokabeln, was uns später sehr gut tat.

Die Deubel, gen. „Püppchen“, war eine charmante Frau, gab Englisch und war immer schön ‚herausgeputzt‘.

Ein Auto zum Schmusen

Der Völkl Bepp aus Tännenberg hatte in der 7. Klasse schon ein Auto. Es war ein zweisitziger roter Ford-Eifel Cabrio. Mit dem kam er öfter auch zur Schule, was uns aber nicht neidisch machte: Wir kannten ihn ja. Er war sonst ein prima Kerl. Ich kannte ihn und seine Eltern schon aus meiner Tännesberger Zeit. 1949 hatte er eine Freundin in Tirschenreuth – die Käthi. Er hat mich oft eingeladen, mitzufahren, was ich

wegen des schönen Autos gerne tat. Ich durfte auch öfter damit fahren, obwohl ich noch nicht ganz 18 Jahre alt war und demnach auch noch keinen Führerschein hatte. Nachdem dies aber für uns beide riskant war, schlug er mir vor, schnellstens den Führerschein zu machen. Dann könnte ich öfter und länger fahren und er hätte mehr Zeit, mit der Käthi hinten auf dem Notsitz zu schmusen, so sein Argument. Gesagt, getan: Nach drei Übungsstunden à 30 Minuten und der Fahrlehrerstunde bekam ich am 1. Juni 1949 fünf Wochen vor meinem 18. Geburtstag und für DM 32,- den Führerschein Klasse 3. Bereits im Oktober 1948 hatte ich bei der Polizei im alten Rathaus nach drei Unterrichtsstunden an einem Tag und ohne Fahrstunden den Führerschein Klasse 4 für DM 5,- gemacht. Auf die Frage, was ich fahren würde, habe ich angegeben *Bulldog/Landwirtschaftliche Maschinen*. Ich durfte aber auch dann Motorräder bis 250 ccm fahren. Auf dem Führerscheindokument aus Pappe stand: *Drivers License*. Wir waren ja noch Amerikanische Besatzungszone. Klasse 3 wurde dann hierauf ergänzt. Ich habe ihn erst Ende der 60er Jahre in Dortmund umschreiben lassen. Er war ja nur aus Pappe und schon ziemlich zerfleddert. Außerdem war ich auf dem Paßbild, das einen schmalgesichtigen Kerl mit Schmachlocken von gerade 16 Jahren darstellte, kaum mehr zu erkennen, was der dortigen Polizei dann immer gewisse Erkennungsprobleme bereitete.

Bei einigen Tirschenreuth-Fahrten kamen wir in der Nacht von Samstag auf Sonntag sehr spät/früh nach Hause und Bepp bat mich dann, mit nach Tannesberg zu fahren. Zu seiner Mutter sagte er dann, daß er bei mir in Weiden gewesen wäre, um zu lernen, was ich dann bestätigen mußte. Die Mutter glaubte mir. Wir mußten nur rechtzeitig zur Frühmesse in Tannesberg sein. Geschlafen haben wir dann in dieser Frühmesse auf der Empore der Kirche.

Übrigens: Am Ende der 7. Klasse schied der Völkl Bepp aus und damit waren die Schmusefahrten für mich auch - fast - vorbei. Zwar noch nicht ganz, denn mittlerweile bahnte sich für mich eine Freundschaft

mit Erika an, einer Tirschenreutherin aus Ungarn. Sie besuchte ich dann später gelegentlich mit unserem 125er Sachs-Motorrad.

Eine reife Vorbereitung zur Reifeprüfung – oder so etwas ähnliches

Der Englischlehrer in der 8. Klasse hieß Dr. Maltry. Er kam aus Amberg. Die Wanner Liesl, eine blonde Schönheit, hat ihm gut gefallen. Er konnte aber nicht tanzen und war vollkommen unmusikalisch. Vor einem Ball haben wir ihm zwei oder drei Tänze beigebracht. Auf einem Zettel hat er sich die Schritte notiert, dann gefragt, was das für ein Tanz sei, die entsprechenden Schritte vom Zettel abgelesen und dann mit der Liesl getanzt. Manchmal tanzte er was anderes als die Musik spielte, weil er von uns eine falsche Information erhielt. Er hat mit uns auch englische Konversationsabende gemacht: Nach einigen kurzen Bemühungen, Englisch zu reden, sind wir dann auf Deutsch umgeschwenkt und haben dafür intensiver Bier getrunken.

Beim Zeichnen an der Naab ist der Forster Naz wegen einer Wette mit den Kleidern hineingesprungen; er hatte auch fast nichts auf dem Zeichenblock (er sei abgerutscht). Er durfte nach Hause gehen. Seine Freundin (und auch spätere Frau) war die Elly. Nach dem Turnen auf dem Hammerwegsportplatz ist er oft zu ihr hingegangen, da sie in der Nähe wohnte, und hat damit die nachfolgende Stunde geschwänzt und als Entschuldigung auch mal eine Verletzung vorgetäuscht. Der Binapfl Hans, unser Klassensprecher, der ihn gelegentlich begleitete, mußte dies manchmal bestätigen, was er auch tat. Mal kamen Naz und Hans mit verbundenen Handgelenken und hinkend verspätet in die Schule, ohne wirklich verletzt zu sein. Hans und Naz waren lange Jahre Sitznachbarn.

In der 7. Klasse kamen die Mädchen von der *Oberschule für Mädchen* zu uns, weil sie dort kein Abitur machen konnten.

Solidarität wurde bei uns in der Klasse groß geschrieben. Wir führten sie auch darauf zurück, daß wir keine Mädchen in unserer a-Klasse hat-

ten. Die Mädchen waren nur in der b- und c-Klasse. Zum katholischen Religionsunterricht kamen einige zu uns.

Es passierte gelegentlich, daß wir gemeinsam eine ganze, vor allem die letzte, Unterrichtsstunde schwänzten, auch wenn wir dann später nachsitzen mußten. Das Cafe *Lobinger* in der Sedanstraße und das Cafe *Bedal* in der Schulgasse waren dann unsere Anlaufstellen.

Unser Klassenleiter in den letzten beiden Jahren war Herr Dr. Kröll, ein sehr belesener Deutschlehrer mit großen Literaturkenntnissen und von uns sehr geschätzt. Ich hatte nur ein Problem mit ihm. Meine Aufsätze entsprachen nicht seinen Vorstellungen. Einmal sagte er, er könne die Klassenarbeiten einteilen nach „Angermann und Wörl eine 1 und Unterstein eine 4“ und alle anderen danach einordnen. Ich beschloß daraufhin Techniker zu werden. Der Angermann Fred wurde später selbstständiger Steuerberater und Wirtschaftsprüfer und der Wörl Volker ein anerkannter Wirtschaftsredakteur bei der Süddeutschen Zeitung. Das war also schon früh zu erkennen.

Nicht vergessen möchte ich unseren Religionslehrer, den Bronold Sepp. Er war eine Seele von Mensch. Ohne seine Hilfe hätten viele von uns das Religionsabitur nicht mit einer noch guten Note geschafft. Im Religionsunterricht mußte man nur die letzte Silbe seiner vorgedruckten Antwort auf seine eigene Frage wissen, um eine 2 zu bekommen. Schlechtere Noten gab es nicht. Während der Aufsicht zur Abiturarbeit hatte er neu gesohlte Schuhe an, die knatschten. Er ging langsam auf und ab. Wenn er hinten war, konnte man vorne nachschauen (spicken) und umgekehrt.

Im Oktober 1949 wurde ich mal ins Schul-Rektorat gerufen. Oberstudiendirektor Dr. Schrott sagte mir, er hätte gehört, daß ich Musik mache. Ich erwartete eine Ermahnung mit dem Hinweis, dies während des letzten Schuljahrs vor dem Abitur doch sein zu lassen. Zu meiner Überraschung fragte er mich, ob ich nicht bei einem guten Bekannten von ihm, dem Riebel-Wirt in Etzenricht, zu Kirchweih spielen könnte, was ich natürlich dann auch annahm. Es ging nachmittags um 4

Uhr los und endete gegen 23 Uhr. Ich fuhr mit dem Fahrrad und dem Akkordeon hinten drauf nach Etzenricht und spielte dort allein in der Wirtschaft für wenig Geld, aber guten Brotzeiten und mit Abendessen und Bier. Nachts ging es mit dem Fahrrad und dem Akkordeon wieder nach Weiden zurück.

In der Schule wurde neben dem üblichen Turnen und der Leichtathletik anfangs Völkerball und dann Volley-Ball ganz groß geschrieben. Unser Sportlehrer, Oberstudienrat Max Reiter, der Reiter Max, ließ uns, vor allem in der 7. und 8. Klasse, viel Volley-Ball spielen, weil er immer selber gerne mitspielen wollte. Nach einem kurzen Geräteturnen war dann immer Volleyball angesagt. Wir haben mit ihm auch danach, während der Studienzeit, oft gespielt. Ende der 40er Jahre spielte ich in der Schulmannschaft und bei der Spielvereinigung Weiden noch Feldhandball, auch mit dabei die heutigen Weidner Architekten Franz Roland (Kaschmir) und Rindler Rudi. In der Schulzeit 1948/49 (3. bis 10. Februar 1949) unternahmen wir auch noch einen Skiausflug in die Alpen mit dem Reiter Max und seiner Frau Rosl. U.a. waren dabei: Forster Naz, Völkl Bepp, Weigert Ossi, Riebel Karl, Leder Comi, Hülsmann Urs, Wanner Liesl, Hoyer Eva u.a.; insgesamt ca 25 Personen.

Übrigens: Die amerikanische Umerziehung zu Demokraten endete etwa 1947, spätestens mit der Währungsreform 1948. Es gab dann auch keine Schulspeisungen und andere Vergünstigungen mehr.

Meine Zeit als „Musiker“

Meine gute musikalische Ausbildung in Regensburg ermöglichte mir kurz nach dem Krieg, mit Musik (Akkordeon/Klavier) Geld zu verdienen.

Gelegentlich habe ich auch in einer Weidener Unterhaltungs-Kapelle, in der auch der Greßmann Bepp, ein Tannesberger Berufsmusiker und späterer Cellist bei den Bamberger Synchronikern, spielte, aber nur konzertant, mitspielen dürfen. Den Tanzmusikteil bestritt dann der Bepp

mit meinem großen Akkordeon. Meine erste Lohnsteuerkarte, die ich deswegen 1947 beantragen mußte, lautete auf „Musiker“.

1948 gründeten wir in Weiden unsere eigene Tanzkapelle: Die „Esquires“. Der Kutzer Heinz spielte Schlagzeug, der Macht Ernst Contrabass, der Forster Felix (Fex) Klarinette und Saxophon, der Bauriedl Theo (Dodo) Trompete und Violine und ich Akkordeon und Klavier. Wir spielten vor allem bei den Schülerveranstaltungen auf der Blockhütte oder im Schwedentisch (anfängs meistens ohne oder nur mit sehr geringem Honorar, mehr für Essen und Trinken und auch für kostenlose Abiturball-Karten, bis wir einen bestimmten Bekanntheitsgrad erreicht hatten), dann auch mehr und mehr bei öffentlichen Veranstaltungen, auch außerhalb Weidens wie z.B. in Neustadt oder Wiesau, und in Tanzcafés (Waldcafé, Salzbrücke, kleiner Saal im Josefshaus, in der Sporthalle Pressather Wald u.ä.) und auch bei den Amerikanern z.B. im Hotel Europa. Ein großes „Erlebnis“ war eine Polenhochzeit im Lager in Weiden: Von nachmittags 3 Uhr bis nachts um 12 Uhr; mit Marschmusik zur Lagerkirche und zurück wegen der Trauung, wobei der Heinz sich seine kleine Schlagzeugtrommel um den Bauch binden mußte, was er erst nicht wollte. So groß war unser Repertoire aber gar nicht, um ohne laufende Wiederholungen spielen zu können. Wir wurden gut mit Speisen und Trank, vor allem Schnaps, versorgt und die Polen haben von den Wiederholungen später auch nichts mehr gemerkt. Nachts mußte ich dann mit dem Fahrrad und dem Akkordeon hinten drauf nach Hause. Das Fahrrad war in Weiden und Umgebung das übliche Transportmittel für mich und das Akkordeon.

Eine Woche vor der Währungsumstellung am 20. Juni 1948 erhielt ich das Angebot, mit 3 oder 4 anderen Musikern bei den Amerikanern im Lager Grafenwöhr zu spielen. Wir fuhren jeweils mit einem Ami-Truck von der Post auf der Allee um 18 Uhr ab, bekamen im Lager etwas zu essen und auch Zigaretten und spielten dann täglich ab 19.30 bis 22.30, Samstags bis 23.30 Uhr. Die Rückfahrt nach Weiden erfolgte dann zusammen mit den Ami-Mädchen auf dem Truck. Hinweis des

Managers: Wenn die Amerikaner anfangen, sich zu schlagen, dann die Nationalhymne spielen oder durchs Fenster abhauen. Es kam nur ein Mal zu einer kurzen Schlägerei.

Nach der Währungsumstellung am Sonntag war bei mir Schluß mit dem Spielen bei den Amerikanern, erhielt aber für meine Spielzeit in der vorhergehende Woche, nach m.E. erheblichem Abzug des Manageranteils, diese bereits in DM ausbezahlt: Es waren ca DM 29,- für 19 Stunden Spielzeit. Das Kopfgeld bei der Währungsumstellung war DM 40,- pro Person.

Kutzer Heinz, Bauriedl Theo und ich studierten zur gleichen Zeit in München, sodaß wir weiter zusammen musizieren konnten. Als Ersatz für den Forster Fex, der nicht in München war, spielte unser Schulkamerad Wagner Richard (gen. „Jazzler“) Saxophon und Klarinette. So waren wir wieder komplett und spielten ca zwei Jahre lang bei Verbindungs-Hausbällen und über unseren Schulkameraden, den Forster Naz (Anton), im Geologischen Institut.

So streng waren damals die Sitten

„Die übliche Anrede verweigere ich Dir. Du hast eine Freundin und schreibst ihr Briefe. Kauf Dir lieber für die Briefmarke eine Semmel. Wenn das nicht aufhört, sag ich es Deinem Oheim und dann bekommst Du kein Geld mehr für das Studium und Du mußt ein Handwerk lernen. *gez. Opa*“. Das in etwa war der Inhalt eines mit angefeuchtetem Tintenblei und in deutscher Schrift geschriebenen Briefes meines Großvaters an mich nach München im 1. Semester und ohne „Herzliche Grüße“. Der Oheim, mein Onkel, unterstützte mich damals mit DM 150,- bis 200,- pro Semester entspr. DM 50,- pro Monat, die ich aber dann bei ihm während der Semesterferien und nach dem 9-monatigen unbezahlten maschinentechnischen Praktikum beim (R)AW und in Weiherhammer abarbeiten mußte.

Meine Noch-Freundin besuchte ich im Rahmen einer Wochenend-Heimfahrt und kam erst ca 1 Stunde vor Zugabfahrt nachts um 11 Uhr nach Hause. Mein Koffer mit der Wäsche stand schon vor der Wohnungstür. „Du brauchst gar nicht mehr nach Hause kommen“, war alles, was ich noch an der Tür hörte und dann knallte sie zu. Ich mußte mit dem Koffer zum Bahnhof laufen. Dieser Hinauswurf dauerte 4 Wochen. Dann durfte ich wieder kommen.

Mit weiteren DM 100,- pro Semester von einer Tante, geringen Zuschüssen von zu Hause und mit meiner Musikertätigkeit in München finanzierte ich mein einfachst eingerichtetes Zimmer (DM 35,- während des Semesters und DM 30,- in den Semesterferien; mit Waschschüssel und Kachelofen, der immer lange nicht warm wurde) und das Studium. Hörgelderlaßprüfungen reduzierten die Studiengebühren. Der Monatsetat lag bei DM 110,- und, öfter als mir lieb, war er vorzeitig ausgeschöpft.

Der Eintritt in eine Verbindung Anfang des 3. Semesters bewahrte mich wahrscheinlich vor einem weiteren Absacken. Wir waren hier zu 8 aus Weiden und Umgebung.

Kaleidoskop: Aus dem Kulturleben

Prof. Hardt fragt gerade nach lateinischen Vokabeln.

Hardt: Hausknecht, wenn Sie noch einmal mit Ihrem Nachbarn sprechen, fliegen Sie raus. Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, bei Unklarheiten mich zu fragen. Dafür werde ich doch bezahlt. Aber man hat Ihnen ja nie Schliff beigebracht. – Binapfl, das Klassenheft.

Hausknecht: (endlich) Aber, Herr Professor, ich hab' doch nix gsagt...

Hardt: Na, bitte-e, was-s denn! Wollen Sie mir vielleicht sagen – was heißt: quantus? Aber bitte Tempo!

Hausknecht: (verwirrt) Wie viel.

Gemurmel, Gelächter; einige Stimmen werden laut – man vernimmt: Wie groß.

Hardt: (braust auf) Bitte, ja bitte-e! Sind Sie vielleicht gefragt; heißen Sie alle Hausknecht!

Hausknecht: Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber ich war gestern krank.

Hardt bebt am ganzen Körper – vor Wut!

Anzeigen

Empfehle allen Schülern die neue, mit Erfahrungen aus dem Abitur aufbereitete Auflage meines Sebstunterrichtswerkes „Kurzer Leitfaden im Spicken und Bluffen“ im Liliputformat zu volkstümlichen Preisen. F. Landgraf

Freunden der lateinischen Sprache empfehlen sich BIRZ und ROSNI, Spezialisten für falsche Formen.

Wer bündelt mir meine Nerven? Eilangebot an HEINRICH.

Erbitte Unterricht im Verhalten gegenüber Lehrern, da denselben mein freches Benehmen ständig auf die Nerven geht. GEROLD.

Fertige laufend Gedächtnisprothesen an. KARE W.

Weigert Oskar

Es war in der vierten Klasse, welche wir alle wegen der Kriegswirren wiederholen mussten. Die „Neuen“, welche es durch die Flucht und Vertreibung aus dem Osten unseres Vaterlandes in die Oberpfalz verschlagen hatte, waren schon gut in den Klassenverband integriert. Erdkunde unterrichtete in unserer Klasse Dr. Josef Weigl, alias Harry Bums – der schleichende Pressack. Diesen treffenden Spitznamen hatten bereits Jahrgänge lange vor uns geprägt.

Der gute Harry hatte die seltsame Eigenart, bei seinen meist ermüdenden und langweiligen Ausführungen, die südliche Hälfte seines gedrungenen Körpers, welche aus anatomischen Gründen für ihn nur

schwer einsehbar war, an der Vorderseite der ersten Bank zu wetzen. Das blieb nicht ohne Folgen für ihn.

Eines Tages wurde die Vorderseite der ersten Bank, welche unbesetzt war, dick mit Kreide eingeschmiert. Wer die Idee zu dieser Schandtat hatte, wurde nicht bekannt. Jedenfalls gab es große Unruhe und Erheiterung als Harry wichtige Stichpunkte zur besseren Einprägung an die Tafel schrieb und mit weißem „Hosentürl“ zur Bank zurückkehrte. Das Feixen und Tuscheln in der ganzen Klasse wollte bis zum Schluß der Unterrichtsstunde kein Ende nehmen. Ermahnungen und Drohungen fruchteten wenig. Als die Unterrichtsstunde endlich vorüber war, strebte Harry erleichtert dem Lehrerzimmer zu. Ob er dort von den lieben Kolleginnen und Kollegen mit Bedauern oder heimlicher Schadenfreude empfangen wurde, ist nicht überliefert.

Es war ausgemacht, dass dieser Fez in einer der folgenden Stunden wiederholt werden musste. Kirchner Waldi, der seinen angestammten Platz in der umtriebigen Ecke des Klassenzimmers hatte, eingekreist von Mehler Wolfgang, Bodensteiner Herbert, Roscher Willy, Kühn Klaus und Leder Comi, entschloss sich an diesem Tag die Erdkundestunde ruhiger angehen zu lassen und setzte sich in die sonst leere erste Bank der Mittelreihe.

Harry folgte wieder seinem Wetzdrang an der ersten Bank der Fensterreihe, welche ausreichend mit Kreide präpariert war. Als er nach geraumer Zeit einige Schritte zurücktrat, um nach alter Gewohnheit vor der Klasse auf und ab zu gehen, muss wohl das breite Grinsen Waldis und das unterdrückte Lachen und Feixen der ganzen Klasse schlagartig seinen Argwohn geweckt haben. Unter einigen Verrenkungen stellte er fest, dass die für ihn nur sehr schwer einsehbare Partie seiner Beinkleider kreideweiß war.

Mit rotem Kopf und sichtbarer Wut brüllte er: „... und da setzt sich der Kirchner auch noch in die erste Bank, damit er es noch besser sehen kann!“ und versetzte Waldi eine saftige Watschn. Waldi wurde somit bedauernswertes Opfer eines Streiches, der von anderer Seite

angezettelt war. Bleibt noch festzustellen, daß Waldi für den Rest des Schuljahres seinen ursprünglichen Platz in der letzten Reihe beibehielt.

In der siebenten Klasse hatten wir, wie zuvor in der sechsten, in Deutsch den Dr. Willibald Roth alias Skop. Er war ein guter Lehrer, der allerdings auch seine Macken hatte. Besonders gefürchtet waren z.B. seine mündlichen Examina über die mittelhochdeutsche Lautverschiebung, den exakten Verlauf der Benrather Linie, oder das korrekte Aufsagen der Merseburger Zaubersprüche. Auch das Deklamieren von Monologen aus Goethes und Schillers Dramen gehörte dazu.

Als wir den Egmont lasen, sollte jeder einen selbst gewählten Monolog auswendig lernen, den es nach Aufruf in der nächsten Deutschstunde vorzutragen galt. Das unangenehme Los konnte erfahrungsgemäß zwei, maximal drei aus der Klasse treffen. Die Wahrscheinlichkeit, darunter zu sein, war also nicht sehr groß. Ganz unvorbereitet zu sein, war aber doch zu riskant. Also galt es am Abend vor der Deutschstunde einen nicht zu langen Text zu finden, den man am nächsten Morgen im Zug noch auswendig lernen konnte. In meiner Naivität fiel meine Wahl auf einen Monolog Egmonts aus dem zweiten Aufzug, der wie folgt lautete:

*Ich stehe hoch und kann und muß noch höher steigen;
ich fühle in mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich
meines Wachstums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich dro-
ben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehen. Soll ich
fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja selbst
ein verfehler Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen;
da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht,
mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das
blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um
den ganzen freien Wert des Lebens geht?*

Die Deutschstunde nahte und das Unheil nahm seinen Lauf! Der Skop blätterte in seinem Notizbuch und pickte ausgerechnet mich als

ersten heraus. Sichtlich geschockt ging ich nach vorne und stellte mich vor der Klasse auf. Noch bevor ich begonnen hatte, verunsicherte mich schon das Grimassenschneiden und Grinsen von Bode, Kühn Klaus, Leder Comi und anderen. Als der Skop endlich Ruhe hergestellt hatte, holte ich tief Luft und begann:

Ich stehe hoch ... und kann ... und muß noch höher steigen ... weiter kam ich nicht, da fing schon das Grinsen und Kichern der oben genannten Witzbolde an. Skop schritt ein, ermahnte zur Ruhe und forderte mich auf, nochmals von vorne zu beginnen. Mit dem Mut der Verzweiflung setzte ich nochmals an:

Ich stehe hoch ... und kann und muß ... noch höher steigen; ich fühle in mir ... Hoffnung ... Mut ... und ... Kraft. Noch hab' ich meines ... Wachstums ... Gipfel ... nicht erreicht;

In diesem Moment verfiel der Bode in seinen sattem bekannten Lachkrampf. Der Skop schaute zunächst entrüstet nach hinten, musste dann aber selbst lachen, als die ganze Klasse sich vor Lachen schüttelte. Mir blieb keine andere Wahl als mitzulachen, als der Skop befahl: „Weigert setzen!“ Erst später wurde mir, als dem Längsten der Klasse, die Zweideutigkeit der Feststellung „*noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht*“ bewusst. Auf meine Dauernote befriedigend in Deutsch hatte der mißglückte Auftritt keinen Einfluß.

Wierer Helmut

Wierer Helmut, gen. „Pfeiffer“ *Diplomlandwirt. Hauptschule Markt Eisenstein und Oberschule in Bergreichenbach, Böhmen. 1 1/2 Jahre Oberschule in Regensburg und ab Weihnachten 1948 6c-Klasse Oberrealschule in Weiden. Studium der Landwirtschaft Richtung Pflanzenernährung und Düngung.*

Erinnerungen eines Zugroastn

Meine Anmeldung in der Schule

Mich verschlug es mitten im Schuljahr an „unsere“ Schule in Weiden. Herr Direktor Dr. Schrott persönlich schob mich kurz vor Weihnachten 1947 grollend in die 6c. Und das kam so: Meine Eltern hatten keine Zeit, so daß ich mich ausnahmsweise selbst und alleine anmelden mußte. Sie drückten mir die Papiere in die Hand und meinten, ich solle mich beim Direktor vorstellen: Gesagt, getan. Ich fuhr nach Weiden, suchte die Schule und las dort sämtliche Schilder, bis ich vor einem Zimmer stand, in dem offenbar der Herr Direktor saß – wenn er denn im Direktorat war.

Da stand nichts von „*Kein Zugang für Schüler*“ oder „*Anmeldung um die Ecke*“. Also klopfte ich an und marschierte hinein. Sicherlich habe ich auch begrüßt, wenn auch nicht besonders zackig, weil letzteres inzwischen ja ganz aus der Mode war.

Der würdige ältere Herr in diesem Zimmer schien zunächst sprachlos zu sein. Möglicherweise überlegte er auch, ob er mich als einen harmlosen Irrläufer oder als gefährlichen Spitzbuben einordnen sollte – und sagte nichts.

Um die Unterhaltung endlich in Gang zu setzen (den *Knigge* hatte ich noch nicht gelesen), fiel mir nichts Dümmeres ein, als zu fragen, ob er der Herr Direktor sei.

Damit war der Bann gebrochen und Dr. Schrott donnerte mich an: „Können Sie nicht lesen!?“ Er schob mich wütend hinaus vor das besagte

Türschild, wo aber immer noch nichts drauf stand von einer Sekretärin oder deren Leiche oder von einem Gebieter namens ‚Anstand‘.

Von da an ging alles Schlag auf Schlag. Dr. Schrott schnappte sich meine Papiere, fragte kurz – und als er wußte, daß ich ein römisch-katholischer Bahnfahrer war, ging es ab in Richtung c-Klasse. Dort schob er mich während des laufenden Unterrichts durch die Tür, grollte etwas, das so klang wie „schon wieder einer“ und verschwand. Nicht einmal zu einem Händedruck hat es mehr gereicht. Aber das war damals, so denke ich, ohnehin noch nicht so in Mode.

Der Pfeiffer mit den drei fff

In meiner Klasse hatte ich bald den Spitznamen „Pfeiffer“. Das war, weil damals gerade der Film *Die Feuerzangenbowle* lief. Ich hatte so eine Drahtbrille, so einen ähnlichen Haarschnitt und war eben auch so ein „Neuer“ in der Klasse wie Heinz Rühmanns „Pfeiffer“ in diesem Film.

Und was der Pfeiffer im Film nur vortäuschte, wie die Fähigkeit in Fettnäpfchen zu treten oder ein völlig chaotisches Verhältnis zur deutschen Rechtschreibung, das war bei mir sogar alles vollkommen echt. Mir war es schon immer egal, mit wieviel f man „Schiffahrt“ schreibt. Auch heute noch rechtschreibe ich so, wie ich es für richtig halte. Das Wort „Professor“ z.B. schreibe ich persönlich sogar meistens mit zwei ff. Am liebsten würde ich es sogar mit drei fff schreiben, weil man es meistens auch so spricht und weil so ein jeder auch gleich die viele Luft besser pfeifen hört, die da drinnen ist, wenn ein Schüler oder ein Österreicher „Herr Proffesser“ sagt. Schlußendlich habe ich halt mein eigenes Sprachgefühl und das ist natürlich ein anderes als das einer „Gämse“ oder das von dem Herrn „Prof.“ Zehentmaier, dem bayr. Kultur- und Kunstminister.

Zu meinem großen Glück brauchten wir in den höheren Klassen in Deutsch kein Diktat mehr schreiben. Da hing alles am sogenannten „deutschen“ Aufsatz und da konnte ich manch einem Rechtschreibfehler

leicht ausweichen. Meine Deutschnote war von da an eher eine Prämie auf meine lebhaftige Phantasie.

Eine Katastrophe wäre es für mich gewesen, wenn unter der Überschrift „Deutsche Sprache“ tatsächlich deutsche Sprache benotet worden wäre. Mit meinem Genuschele wäre ich da glatt durchgefallen! Hier bestand nun allerdings ein ganz gravierender Unterschied zwischen Rühmanns „Film-Pfeiffer“ und mir.

Heinz Rühmann hatte das Gymnasium noch vor dem Abitur verlassen und war an die Schauspielschule gewechselt. Er hatte erkannt, daß Schauspielschulen die einzigen Schulen sind, in denen man in Deutschland Deutsch lernt.

Die allermeisten glauben bei uns allerdings auch heute noch, daß man als Inländer gar keine Schule braucht um Deutsch sprechen zu lernen. Schließlich hat es sich der Autodidakt Hitler auch selber beigebracht: Mit durchschlagendem Erfolg, wie wir alle wissen. Leider! Hätte er dahergegaggst wie unsereiner, hätte ihm kein Mensch zugehört und es wäre erst gar nicht zu jenen Großinszenierungen gekommen, wo es am Höhepunkt dann immer hieß: „Der Führer ‚spricht!‘“ „Es ‚spricht‘ der Führer!“

Ich bin aber überzeugt, daß nach 1000 weiteren Reformen und wenn wir alle längst gestorben sind, auch bei uns noch einmal eine Reform kommt, in der man beschließt, in Deutsch tatsächlich Deutsch zu lernen und zu lehren. Das wird dann einfach necessary sein.

Ich möchte aber nicht ungerecht erscheinen. Um eine richtige Aussprache speziell des Buchstaben „A“ kümmerte sich bei uns in Weiden sogar unser Chemielehrer Martin Auer. Davon profitierte besonders mein Platznachbar im Chemiesaal, der Adam Max. Wenn der mit möglichst geschlossenem Mund sein oberpfälzisches „Oadom“ vorbrachte, fragte ihn Herr Auer regelmäßig so lange „Wie heißen Sie?“, bis der Max vollkommen demoralisiert den Mund weit aufriß und zwei helle „A“ flötete.

Herr Auer war eben selber auch ein A-Geschädigter. Denn wenn ein Oberpfälzer versucht „Auer“ zu sagen, dann kommt dabei immer nur ein „au“ hervor und das ist eine Kurzform von „au weh!“.

Herr Kormann, unser Deutschlehrer in dieser Zeit, war da sehr viel großzügiger. Er ließ uns zwar ab und an eine Stelle aus Goethes Werken vorlesen; wenn er es aber nicht mehr aushielt, rief er einfach den nächsten auf usf.

Herr Kormann hielt sogar in seiner Privatwohnung Dichterlesungen ab und lud dazu Schüler/innen ein. Das waren aus unserer Klasse (soviel ich mich erinnere) aber nur zwei und es waren immer die selben zwei.

Wir anderen schoben die wildesten Vermutungen hin und her: Warum er immer nur diese zwei nahm!? Auf den naheliegenden Gedanken, daß wir restlichen 95 Prozent halt ganz einfach nicht lesen konnten, kamen wir natürlich nicht. Dabei hätten wir anderen doch auch gerne einmal gesehen, wie unser Professor Kormann wohnt. Zumal ich!

Ein Hausaufsatz

Mit meinen Eltern zusammen bewohnte ich damals ein relativ kleines Zimmer. Dies war unsere Küche, Schlaf-, Wohn-, Arbeits-, Speisezimmer, Waschraum, Bügel- und Badezimmer, Besen- und Vorratskammer alles in einem. Unser Ofen und einzige Kochgelegenheit war eine Eigenkonstruktion aus Wehrmachtsblech und Lehm. Wir hätten uns natürlich mehr und besseren Wohnraum gewünscht. Ansonsten waren wir aber recht zufrieden, weil wir lebten und gesund waren und es uns leicht viel schlimmer hätte treffen können.

In dieser Situation traf mich das Thema eines Hausaufsatzes, das uns Herr Kormann eines Tages stellte, wie die Faust aufs Auge. Es hieß: „Wie komme ich der Natur näher: Zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit dem Motorrad?“.

Das waren genau die Sorgen, die ich damals nicht hatte.

Als gewissenhafter Schüler setzte ich mich aber hin und machte meinen Hausaufsatz. Zum Glück, denn ich war gleich der Erste, der in der Klasse vorlesen mußte.

Schon beim Einleitungssatz ging das Gekichere meiner lieben Mitschüler/innen los, als ich las:

„Da sitze ich nun, vor mir ein Blatt Papier, hinter mir ein Haufen Gerümpel wie Reisigbesen, Wäschezuber, Nudelwalker, Blechgeschirr, unterm Bett eine Mausefalle – und stelle Überlegungen darüber an, wie ich der Natur näher komme, zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit dem Motorrad.“ – Dann schilderte ich den strahlenden Sonnenaufgang an einem herrlichen Frühlingmorgen. Die glitzernden Tautropfen und die wundersam duftenden Blumen, die in ihrer Pracht nur noch von den bunt schillernden Farben der Schmetterlinge übertroffen wurden, die lautlos von Blüte zu Blüte flatterten und schwebten. Über allem und alles übertönend der vielstimmige Chor himmlischer Vogelstimmen. Usw., usw.

Kurzum, ich schilderte eine Natur, so herzerreißend und verlogen, wie sie nur in Romanen vorkommt. Das Gelächter meiner Mitschüler/innen wurde immer lauter. Klar, daß ein ratterndes, stinkendes Motorrad nicht in diese Natur paßte. Das Fahrrad letztlich auch nur, wenn man es stehen ließ. Übrig blieb der Fußgänger, wie das Herr Kormann jedenfalls erwartete.

Als ich mit dem Vorlesen fertig war und Herrn Kormann ansehen konnte, hatte der ein total verzogenes Gesicht, was ich zu meinen Gunsten für Lachen hielt. Schließlich lachten doch alle. Auch seine „Kritik“ deutete ich in meiner jugendlichen Einfältigkeit als Lob. Was er sagte, war allerdings etwas geschraubt, so etwa, wie wenn ein Arbeitgeber seinem scheidenden Arbeiter ins Zeugnis schreibt: „Er arbeitete mit sehr großem Bedacht und war jederzeit für Überraschungen gut.“ – und damit zum Ausdruck bringt, daß der Kerl faul und unzuverlässig ist.

Ich denke, Herr Kormann glaubte, ich wolle ihn samt seinem Thema und seiner Natur auf den Arm nehmen. Nach meinen Wohnverhältnissen hat er sich jedenfalls nicht erkundigt.

Natürlich konnte er auch nicht wissen, daß ich damals zu Fuß schon einmal sogar der Natur davon gelaufen war. Das war, als ich nach ca zehn Wochen sehr naturnaher Arbeit von dem tschechischen Bauernhof floh, auf den man mich 1945 verschleppt hatte. Daß mich der Bauer damals nicht erwischte, führe ich darauf zurück, daß er mich mit dem Fahrrad verfolgte, dadurch an der richtigen Beobachtung der Natur gehindert war und an mir vorbei fuhr.

Was hat es gebracht?

Angetreten sind wir ja seinerzeit, um am Ende die Reifeprüfung abzulegen. Auf dem Weg dahin hatte man uns einige Hindernisse aufgebaut, die zu nehmen waren. Mir haben diese Hürden nie gefallen. Ganz besonders diejenigen nicht, welche mit der Begründung aufgestellt wurden, das gehöre eben zur „Allgemeinbildung“. Und Allgemeinbildung war ja die große Überschrift über fast allem. Ich habe damals nie verstanden, warum man nicht Schach und Karten spielen könnte, anstatt zwecklose Hyperbeln und Parabeln zu berechnen. Schließlich hätte sich auch daraus ergeben, daß manche besser/reifer sind als andere. Zur Allgemeinbildung hätte nach meiner Meinung auch das Tanzen gehört oder das Maschinenschreiben; und wenn man z.B. den *Knigge* gelesen hätte statt immer nur *Goethe* usw.

So oder so war aber klar, daß Allgemeinbildung kein Beruf ist, von dem einer leben könnte. Insgeheim mußte die Sache folglich den Zweck haben, uns in voller Unkenntnis des sich entwickelnden Arbeitsmarktes auf eine veranlagungsgemäße Berufswahl bzw. Studienrichtung einzustimmen.

Zumindest im Ausschlußverfahren funktionierte das auch.

So war z.B. völlig ausgeschlossen, daß ich jemals Latein studiert hätte. Für tote Sprachen hatte ich nichts übrig. Ich wäre sonst gleich in ein Humanistisches Gymnasium gegangen.

Anders als in Latein waren meine Noten in Mathematik gar nicht so schlecht. Das war aber hauptsächlich das Verdienst unseres Herrn Pickel. Ich konnte trotzdem unschwer erkennen, daß Mathe nicht mein Fall ist

Note hin, Note her, habe ich mich dagegen immer sehr für Chemie interessiert. Da war es sicher ganz gut, daß Herr Martin Auer nicht nur Chemiker war. Seine Stunden liefen ab wie aus dem pädagogischen Lehrbuch:

1. Abfragen mit Heftkontrolle und Wiederholung des vorausgegangenen Stoffes.
2. Versuche 3. Vortrag 4. Merkstoff

Ob einer wollte oder nicht, hat uns Herr Auer so allen eine profunde Grundlage an Chemiekenntnissen beigebracht.

Ich habe diese weiter gepflegt und berufsbedingt (Diplomlandwirt) insbesondere in Richtung Pflanzenernährung und Düngung ausgebaut. Wenn aber jemand genetisch ganz anders gestrickt war, konnte ihn sicher auch der Chemiepädagoge Auer nicht daran hindern, die Chemie letztlich als so etwas wie das Gegenteil von Natur zu betrachten, zu verabscheuen und zu fürchten. Das soll aber nicht heißen, daß alles nur nach Veranlagung lief und der Lehrer ganz unwichtig war. Der konnte einem ein Fach schon auch total vermiesen oder aber besonders interessant erscheinen lassen.

Die beiden Lehrer, die mich in meiner Studienzeit an der Oberrealschule am stärksten beeindruckt haben, taten beide ganz genau das, was ein Lehrer nach pädagogischer Ansicht keinesfalls tun darf: Sie kamen in die Klasse, redeten und redeten bis es klingelte und das so gut wie in jeder Stunde. Alle hörten wir interessiert zu, obwohl – vielleicht aber

auch gerade weil wir nicht ständig ausgefragt wurden. Man bekam das Gefühl, ein richtiger Mensch zu sein und kein Schulkind, das man wegen vorgerückten Alters mit „Sie“ anspricht. Niemand wurde überfordert, aber erst recht keiner unterfordert.

Der eine dieser Lehrer war unser Geschichtslehrer Dr. Kröll. Seine enormen Detailkenntnisse brachten Fleisch an das Knochengescheisse, das sonst meist als „Geschichte“ verkauft wird.

Scheinbar zufällig wurde daneben ein reicher Schatz an Lebenserfahrung geboten. Da Dr. Kröll auch als Deutschlehrer im Schulverzeichnis stand, war sein Vortrag sicher auch von dieser Seite vorbildlich.

Dr. Kröll hatte u.a. auch das Format, zu schaffen, was andere zwar dreimal täglich fordern, um dann aber sofort auf jeden einzuprügeln, der es tatsächlich anpackt: Die jüngste deutsche Geschichte zu bewältigen!

Natürlich kommt man dabei an einer Auseinandersetzung mit der zentralen Figur Hitler nicht vorbei. So gesehen ist es eigentlich ganz normal, wenn ein Geschichtslehrer seinem Schüler – in diesem Fall mir – das Buch *Mein Kampf* leiht. Dr. Kröll hat das tatsächlich gemacht. Gerade er wußte ganz gewiß, welches Risiko er da einging.

Heute ist Dr. Kröll leider schon tot. Niemand kann ihn mehr strafversetzen oder durch die Zeitungen zerren. Da kann und muß ich das erzählen, um zu zeigen, welcher mutige Lehrer wir da hatten und mit welcher hohem persönlichen Einsatz er lehrte!

Bevor ich nach Weiden kam, ging ich ca 1 1/2 Jahre in Regensburg zur Schule. Dort verehrten wir alle unseren Religionslehrer Dr. Nietert. Dessen Stunden zielten, genau wie die von Dr. Kröll, vor allem auf ein besseres Verständnis und die Erweiterung unseres Horizontes. Er lehrte katholische Religionslehre, obwohl er kein Pfarrer war. Seine Stunden waren bekanntermaßen so interessant, daß sich sogar der Herr Pfarrer selbst einmal zu uns in die Klasse setzte, um zuzuhören!

Kann aber auch sein, daß er nur deshalb zuhörte, weil man Dr. Nietert von „oben“ nicht so recht traute. Der war nämlich nicht nur kein Pfarrer, sondern auch kein „Hiesiger“. Wer konnte da schon genau wissen, in

welch gottverlassener Gegend und mit welch teuflischem Beistand der die Lizenz erworben hatte, als Laie Religion an höheren Schulen lehren zu dürfen!? Immerhin wimmelte es damals in ganz Bayern nur so von „Zuagroastn“ (Zugereisten), die alle behaupteten, zuhause etwas gewesen zu sein und besessen zu haben!

Meine Oberschullaufbahn startete ich tief drin im Böhmerwald in Bergreichenstein. Das war eine kleine Schule nur für „Knaben“, ohne Parallelklassen, jedenfalls nicht ab der 3. Klasse, in die ich, von der Hauptschule Markt Eisenstein kommend, eintrat. Der Direktor in Bergreichenstein kannte von der 1. bis zur 8. Klasse jeden Schüler mit Vor- und Zunamen und manchmal auch noch die halbe Verwandtschaft dazu.

Auch wir Schüler kannten uns querbeet durch alle Klassen, weil wir fast alle am Ort einquartiert waren und es vor allem auch in der Hitlerjugend jede Menge Berührungspunkte gab. Da hat man auch als Jüngerer schmerzlich miterlebt, wie die höheren Klassen in den letzten Kriegsjahren ausbluteten. „Notabitur“, Einberufung, gefallen oder vermißt; das war damals der Regelfall.

Die Verluste an jungen Frontoffizieren waren beim Rückzug und den Führerbefehlen zum „Halten um jeden Preis“ extrem hoch. Nach preußischer Tradition mußten Offiziersanwärter aber eine höhere Schule besucht haben – und da gab es eben nur noch die Abiturienten.

Ich bin Jahrgang 1930, wie der Altbundeskanzler Hemut Kohl. Als der einmal sagte, er habe „die Gnade der späten Geburt“, wußte ich sofort, was gemeint war. Tugenden, wie einen Eid oder ein Versprechen auch tatsächlich zu halten, Treue, Mut, Ehrlichkeit, Kameradschaftlichkeit, Heimat- und Vaterlandsliebe, waren damals Eigenschaften, die eher ein kurzes als ein langes Leben bewirken konnten. Und wir waren alle sehr tugendsam (kadettenschulmäßig) erzogen und gleichzeitig so unerfahren, wie junge Menschen eben sind. Eine „späte Geburt“ war da schon ein großer Glücksfall.

Uns später Geborenen hat der Berechtigungsschein ‚Abitur‘ freilich in der Regel nur Chancen eröffnet und Vorteile gebracht.

Wenn unsere Schule die inzwischen vergangenen gut 50 Jahre richtig mitgemacht hat, was ich annehme, sollte das auch jetzt und in Zukunft möglich sein.

Wolf Otto

Der Fahrschüler

Meine Schulzeit im Gymnasium begann als 10-Jähriger 1940 in St. Stephan in Augsburg. Ich wohnte bei meiner Tante, bis meine Eltern wegen massiver Luftangriffe auf die Stadt um das Leben ihres Sohnes bangten und mich heimholten. So kam ich 1943 in die 3c der Oberrealschule Weiden. Ich war von da an bis zum Abitur Fahrschüler aus Vohenstrauß.

Im Winter war es hart: Um 5.45 Uhr aufstehen, sich in kalten Räumen (ehemalige Stallung der Friedrichsburg Vohenstrauß mit dicken Mauern) zu waschen und dann schnell zu frühstücken. Wenn der „Bockl“ vom Fahrenberg vor Gleisüberfahrten piff, war es höchste Zeit, mit der Büchertasche vom Schloßhof über den Marktplatz zum 0,5 km entfernten Bahnhof zu eilen oder zu rennen. Unterwegs kamen Ernst Jäger, Franz Pausch, Siegfried Windschiegl, Gerhard Ries und Schüler aus anderen Klassen dazu oder standen schon am Zug, der aus Pleystein Heinrich Rödl und Otto Walbrunn mitbrachte. Wer um 6.35 Uhr den Zug versäumte, hatte keine weitere Möglichkeit, nach Weiden zu kommen. Es gab nur wenig Autos. Auf dem 36 km langen Bahnweg stiegen in Waldthurn Manfred Wild und in Neustadt Erich Weber zu. Trotz Talfahrt zur Naab brauchte die mit Braunkohle beschickte 70er Dampflokomotive oft bis 8.00 Uhr bis wir in Weiden ankamen.

Die langbeinigen Mitschüler Weber, Wild und Jäger machten den Kleinen, Pausch und Wolf, beim Spurt zur Schule schwer zu schaffen. Wir kamen oft außer Atem erst gegen 8.20 Uhr an der Schule an.

Wurde ich dann auch noch sofort aufgerufen (nach dem Alphabet von hinten, anstatt von vorne), mußte ich schnell alle Erlebnisse des Morgens vergessen und mich an Erlerntes vom Vortag oder das im Zug schnell Nachgeholt erinnern. Hatte ich wenig geschlafen (mein Vater – er war 1946 schwer erkrankt – brauchte nachts Hilfe) oder konnte man sich nicht recht konzentrieren, gab es oft enttäuschende Noten, die Franz Pausch gelegentlich kommentierte: „Ah siach, so a G'rad!“

In der sechsten Unterrichtsstunde durften wir vorzeitig zum Bahnhof laufen, um den Zug nach Hause noch zu erwischen. Mutter wartete um 15.15 Uhr auf mich. Oft lag ein abwechslungsreicher Schultag mit langer Bahnfahrt und Begegnungen mit Menschen aus verschiedenen Milieus (ehemalige Kriegsgefangene, Flüchtlinge aus der Tschechei, „Hamsterer“, Obdachlose) hinter uns. Auf der Heimfahrt, oft in überfüllten Zügen, wurde darüber gesprochen, wurden Probleme gewälzt, Hausaufgaben vorbereitet, aber auch Schafkopf gespielt.

Im Winter blieb der Zug auch gelegentlich in Schneewehen stecken, und wir mußten uns zu Fuß entlang der Eisenbahnschienen auf den stundenlangen Heimweg machen.

Nach dem verlorenen Krieg waren viele Personenwagen durch Tiefflieger zerstört und wir mußten in geschlossenen Güterwagen fahren, in die notdürftig Bänke montiert waren.

In der Regel sahen wir Fahrschüler unsere Kameraden aus den Parallelklassen nur in den Pausen oder beim Schulsportfest. Die fröhlichen Feiern auf der Blockhütte und den Abiturball konnte ich wegen der Erkrankung und den Tod meines Vaters vier Wochen vor dem Abitur nicht miterleben.

An manche Begebenheiten aus der Schulzeit kann ich mich aber noch gut erinnern:

- :: Im Sportunterricht mußten wir in Reih und Glied nach Größe antreten; ich war der Kleinste! Doch konnte ich beim Bockspringen den breiten Bock in Hocke überspringen.
- :: Bereits mit 13 Jahren sollten wir uns im Sportunterricht nach dem Unterrichtsprinzip „Wehrerziehung“ für eine Waffengattung entscheiden und uns für den Bedarfsfall freiwillig in den Krieg melden. – Ich konnte mich erfolgreich darum drücken.
- :: Gerhard Ries war immer mutig: Wenn eine Schulaufgabe angesagt war und er sich nicht gut vorbereitet hatte, stieg er am Morgen in Neustadt aus dem Zug und fuhr mit uns mittags wieder heim. – Er schrieb sich selbst die Krankmeldung. Wir durften ihn nicht verraten.
- :: Der Hunger – bedingt durch die allgemeine Lebensmittelknappheit – machte uns heranwachsende Buben schwer zu schaffen. Nach dem kargen Frühstück um 6.00 Uhr (oft mit Maisbrot) freuten wir uns auf die Pause mit der Schulspeisung. Wer die Kessel mit der Speisung holen durfte, bekam eine zusätzliche Ration. – Dann gab es, bis wir gegen 15.15 Uhr zuhause waren, nichts mehr zu essen.
- :: Als es darum ging, die Mädchen des aufgelösten Lyzeums in die Bubenschule aufzunehmen, hielt uns unsere Klassenlehrerin, Frau Dr. Angela Auer, für „würdig“ und ermunterte uns zu kavalierhaftem Benehmen. – Wie die letzten Schuljahre zeigten, hatten die Mädchen unser Verhalten und unseren Lerneifer positiv beeinflusst.
- :: Vor Kriegsende flogen feindliche Bomber auch bei Tag in den Luftwarnraum um Weiden und lösten Fliegeralarm aus. Wir sollten dann alle in den Keller. War es dann schon gegen 11.00 Uhr, schlichen wir Vohenstraußer Fahrschüler aus der Schule und versteckten uns in den „Adolf-Hitler-Anlagen“ oder begaben uns zu

Fuß auf den 18 km langen Heimweg nach Vohenstrauß, da wir vorsichtshalber annahmen: Aus dem Unterricht wird nichts mehr! – Was aber nicht immer stimmte.

- :: Im Herbst wurde ich von der Schule zur Kartoffelernte in Lennsrieth bei Waldthurn eingeteilt. Ich fuhr morgens täglich mit dem Fahrrad meines Vaters 8 km aufs Feld und abends wieder heim. Mittags gab es aus einer großen Schüssel Pellkartoffel und Sauerkraut. Der Bauer bekam zusätzlich ein Stück „Gselchtes“. Wir hatten Hunger, und so waren wir dankbar für das Essen, auch ohne Fleisch.
- :: Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner wurde unsere Schule ab 7. April 1945 für fast ein Jahr (mit stufenweisem Beginn vom 13. Februar bis Anfang April 1946) geschlossen. Wir Vohenstraußer besuchten zu dieser Zeit die Klasse eines „Hamburger Gymnasiums“, das im Zuge der „Kinderlandverschickung“ im evangelischen Schwesternheim in Vohenstrauß „einquartiert“ war. Ich verstand deren Plattdeutsch oft ebenso schlecht wie das der Hamburger, mit denen wir unsere Wohnung im Forstamt teilten. In guter Erinnerung blieb mir die anschauliche Beschreibung des Physiklehrers, der mit eigenartig hoher Stimme die gefährliche Wirkung des Raketenprinzips am Beispiel eines tragischen Unfalls erklärte: „Von einem LKW, der mit gefüllten Sauerstoffflaschen beladen war, fiel eine auf die Straße. Dabei brach der Hals ab und die Flasche zischte durch den Druckausgleich wie eine Rakete ab und riß einem Mann den Kopf ab!“ – Die beeindruckende Schilderung verfolgte mich noch lange im Traum!
- :: Mit dem Kriegsende requirierten die „Befreier von Butter und Eier“ so manches Haus mit Möbel als Kommandozentrale und Versorgungsdepot der Truppe. Auf der Höhe der Stadt und abgeschlossen vom Schloßhof der Friedrichsburg eignete sich das Forstamt

als Sitz für den „Colonel“ mit seinem Stab und so mußten wir mit unseren Betten in die Kellergewölbe der Fridrichsburg ziehen. – Der Schloßhof wurde von den Amerikanern mit Schlagern aus den Lautsprechern, an den Gebäuden angebracht, beschallt, um sie bei Siegerstimmung zu halten. – Wir versuchten erstmals Erdnußbutter, brachten der Mutter echten Bohnenkaffee und probierten heimlich *“Lucky Strike“* aus dem Versorgungsdepot der Amerikaner im alten Forstamtsgebäude. – Besatzung und Wohnungsnot zwangen uns in den nächsten Jahren zu mehrmaligen Umzügen. Ehemalige Kriegsgefangene mußten wir aus der Bäckerei des Vaters vom Pausch Franz mit dem Forstamtsleiterwagen mit Brot beliefern. Bei einem dieser „Transporte“ brach ich mir meinen linken Arm.

:: Zum Ablegen des Abiturs trug Gerhard Ries wesentlich bei: Am Nachmittag des ersten Abiturtages erlitt ich eine schmerzhaft Knöchelüberdehnung. Sie war der „Lohn“ für meine Bereitschaft, kurz entschlossen beim Löschen eines Brandes in Altenstadt bei Vohenstrauß zu helfen. Am nächsten Tag fuhr mich Gerhard mit dem VW seines Onkels nach Weiden und trug mich, da ich nicht auftreten konnte, ins Klassenzimmer. Dort schrieb ich mein Latein-Abi mit hochgelegtem Bein. Das Ergebnis war nicht sonderlich erfreulich, doch ausreichend.

Und wie ging's weiter?

Nach dem Abitur ging ich zum Forrststudium an die Universität nach München. Ich bewohnte über mehrere Semester mit Erich Weber ein Zimmer.– Nach bestandener Staatsprüfung war ich an verschiedenen Dienststellen der Bayerischen Staatsforstverwaltung tätig. 1978 wurde mir die Leitung des Forstamtes Würzburg übertragen. 1995 ging ich in Pension.

In der Rückschau war die Zeit meiner Ausbildung, bedingt durch die schwere Krankheit meines Vaters und den frühen Tod meiner Eltern, nicht leicht. Ebenso wie auch für meine beiden jüngeren Brüder. Meine erste Frau und Mutter der vier Söhne stammt aus Vohenstrauß. Wir haben sie bei einem Verkehrsunfall 1973 verloren. Ich bin dankbar, daß meine zweite Frau in schwieriger Zeit den vier Kindern mit ihrer Hilfe zur Seite stand und die Kinder erfolgreich Schule und Studium abgeschlossen und ihre eigene Familie gegründet haben. Wir freuen uns über acht Enkelkinder.

Kaleidoskop: Glücklich gerettet

Schüler K. hat für Englisch keine Aufgabe gemacht. Was tun? Nun, er weiß sich zu helfen. Die Religionsstunde kommt ihm gelegen. Er verläßt das Klaßzimmer, begibt sich an eine bekannte Örtlichkeit, sucht eines der Kabinette auf und beginnt eifrig zu schreiben. Plötzlich von nebenan ein Stimme: „Wer ist da drinnen? Wer schreibt da seine Aufgabe? – Wart’, Bursche, ich komm dir schon bei!“ Herr Studienrat K. freut sich schon ungemein, einen gegen die Schulordnung verstoßenden Schüler auf frischer Tat ertappt zu haben. Aber es steht geschrieben: „Frohlocke nicht, denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte, voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte!“

Vergeblich stemmt sich Studienrat K. gegen die Kabinettür, die den Schüler vor seinen Augen verbirgt. Des Lehrers (körperliche?) Kräfte sind jedoch denen des Schülers nicht gewachsen. Aber noch gibt er nicht auf. Er will Verstärkung herbei holen und entfernt sich. Schüler K. jedoch traut dem Frieden nicht. Um vor möglicherweise spähenden Augen des Lehrers sicher zu sein, erklimmt er die Wand des betreffenden Kabinetts und steigt über einige Kabinette hinweg in ein anderes: Er war gerettet.

Wörl Volker

Wörl Volker *Diplom-Volkswirt. Volksschule in Eger/Böhmen. Realgymnasium, Wezlar. Ab 1948 Oberrealschule, Weiden. Nach dem Abitur drei Jahre zunächst Volontariat und dann Redakteur im „Neuen Tag“. Studium der Volkswirtschaft an der TU München. Ein gutes Jahr Redakteur bei dpa, dann Leitender Wirtschaftsredakteur bei der Süddeutschen Zeitung, München.*

In den letzten 15 Jahren vor meinem Übertritt in den Ruhestand (Oktober 1995) gehörte ich der Ressortleitung der Wirtschaftsredaktion dieser Zeitung an. Anschließend Autor eines Buches, das einige von Euch kennen: „Deutschland - ein neurotischer Standort?“ In den letzten Jahren war und bin ich nun mit wechselndem Eifer noch journalistisch tätig. Auch Buchpläne sind noch nicht begraben.

Die letzten Vorkriegs- und Kriegsjahre in meiner Heimat

Man hat mich gebeten, gleichsam stellvertretend für Euch alle, zu schildern, wie unsere Jahrgänge 1929/30/31 das Ende des Krieges erlebt haben. Ich habe nachgedacht und kam zu dem Schluß – so geht das gar nicht. Dazu waren Herkunft und Schicksale zu unterschiedlich: Glück und Unglück haben uns auf ganz verschiedene Weise getroffen. Ich will daher nur kurz schildern, wie es *mir* ergangen ist.

An einem Vormittag im Herbst 1944, als der Krieg zu Ende ging, kamen Herren in Feldgrau in unsere Schule, die Oberschule für Jungen, in Eger. Ich saß damals in der fünften Klasse. Wir hatten Lateinstunde und ich glaube, die Unterbrechung war uns gar nicht so unangenehm. Dazu kam die Neugierde und schließlich auch die Spannung, was da kommen sollte. Die jungen Offiziere fragten jeden von uns, in welchen Wehrmachtsteil wir eines Tages am liebsten eintreten würden. Als ich ihnen sagte, ich wolle entweder Flieger werden oder U-Boot-Fahrer, blickten sie mich leicht ironisch an und meinten: Als Brillenträger könnte ich bei der Luftwaffe oder Marine allenfalls Musiker werden. Das traf mich tief in mein Jungvolkführerherz. Am Ende der Stunde war ich, mit einigen

anderen aus meiner Klasse, Kriegsfreiwilliger in der Panzergrenadierdivision „Feldherrnhalle“. Ich war 14 1/2 Jahre alt. Eingezogen konnte ich also noch nicht werden.

Etwa ein halbes Jahr später stand die Spitze der 5. US-Armee zwischen Bayreuth und Eger. Meine Heimatstadt wurde von einem ‚Durchhaltekriegler‘ zur Festung erklärt. Mit Ausnahme einer Kaiserburg aus dem 12. Jahrhundert, unter Friedrich Barbarossa erbaut, war allerdings nichts an Befestigung zu finden.

Strategisch war die Stadt nicht ganz uninteressant. Wir hatten einen wichtigen Bahnhof – einen Kreuzungspunkt, der öfter bombardiert wurde. Außerdem gab es vor den Toren der Stadt einen Flugplatz, den schon die tschechische Armee betrieben hatte. Mein Vater war ein mittelständischer Elektrounternehmer. Nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das Reich im Jahre 1938 – den wir übrigens begeistert feierten – bekam er den Auftrag, die elektrischen Anlagen auf diesem Flugplatz zu modernisieren. Als 8- und 9jähriger Bub habe ich das mit Begeisterung und riesigem Interesse verfolgt. Ich erinnere mich an einen Besuch von Hermann Göring auf dem Platz und an seinen herrischen Befehl: „Abreißen den ganzen Sch...kram und neu aufbauen!“ Im Verlauf des Krieges wurden auf dem Platz unter anderem der sechsmotorige Großtransporter „Gigant“ und der erste serienmäßig hergestellte Düsenjäger, Me 262, eingeflogen. Aufregende Erlebnisse für mich.

Aber nun stand eben das Kriegsende bevor. Mein Vater war 1943 im Wehrdienst mit einem Auto schwer verunglückt und ein paar Monate später verstorben. Als die Stadt „Festung“ wurde, verließen meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich unser Haus und fanden Unterschlupf im Hause eines Onkels, der in einem kleinen Dorf an der bayerisch-böhmischen Grenze, kaum ein Dutzend Kilometer von Eger entfernt, Schullehrer war. Wenige Tage später verlief die Front, sofern man davon überhaupt noch sprechen konnte, zwischen diesem kleinen Nest und der Stadt. Mein ein Jahr jüngerer Vetter, heute emeritierter katholischer Theologieprofessor und ich – wir waren die einzigen „Män-

ner“ im Haus. Wir mußten weitgehend die Verpflegung übernehmen. Ich entsinne mich eines Weges zu einer Mühle im Nachbarort, wo es Brot oder Mehl geben sollte. Auf dem Weg dorthin passierten wir einen Hohlweg, in dem noch einige deutsche Soldaten lagen. Sie rieten uns, uns möglichst unsichtbar zu machen, denn dies hier sei die Front. Die Amerikaner standen schon in der Stadt.

Wir waren also dem Zugriff der Einberufungsbehörde entzogen, als meine Mutter mir den Einberufungsbefehl zeigte, der uns noch in Eger zugestellt worden war: Zum Volkssturm. Die Unterschlagung eines solchen Befehls hätte sie wahrscheinlich das Leben gekostet. Mir wiederum hat der mütterliche Mut vielleicht das Leben gerettet. Viele Gleichaltrige, die völlig unerfahren in den letzten Wochen des Krieges irgendwo eingesetzt wurden, sind noch gefallen.

Wieder in Eger konnten wir noch für einige Monate die Wohnung im eigenen Mietshaus beziehen – so lange, bis sich die Amerikaner aus dem vormaligen Sudetenland, das nun wieder zur Tschechoslowakei gehörte, zurückzogen. Sie machten einer etwas merkwürdigen tschechischen Besatzungsmacht Platz, die sich ziemlich willkürlich benahm. Das war nun wiederum nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, was während des Krieges an manchen Orten des „Protektorats Böhmen und Mähren“ geschehen ist. In unsere Wohnung zog alsbald ein tschechisches Paar ein. Wir durften nur das Notwendigste mitnehmen – nicht einmal eine Stahlkassette mit persönlichen Dokumenten, die für die neuen Herren wirklich nutzlos waren. Ich trauerte besonders um ein Fahrrad, das ich erst relativ kurz zuvor bekommen hatte, und um ein Paar ziemlich neue Schier. Russische Truppen kamen übrigens nie nach Eger. Sie machten etwa 40 Kilometer östlich von Karlsbad Halt, wo es ihnen offensichtlich gut gefiehl. In dem weltberühmten Bad hatten schon russische Zarenfamilien Genesung gesucht.

Ich wurde, wie alle meine Altersgenossen, zu Zwangsarbeit verpflichtet, konnte aber zu meinem Glück in der Stadt und auch zu Hause bleiben, während andere Burschen und Männer in das Innere der neu

entstandenen Tschechoslowakei verschleppt wurden. Wir leisteten Aufräumarbeiten in einem schwer zerbombten Stadtviertel in der Nähe des Bahnhofs. Die Arbeit war nicht leicht, die Erlebnisse haben mich geprägt. Ich erinnere mich, daß wir eines Tages die Leiche einer Frau mit Kinderwagen und einem Baby ausgruben.

Meine Einstellung zur Schule hat sich in diesem Jahr entscheidend geändert. Mir wurde bewußt, welch Privileg es war – und wieder sein könnte – Schüler sein zu dürfen.

Meine fünf Weidener Jahre

Vor Weiden

Eine schöne und wichtige Zeit in meinem jetzt 72jährigen Leben.

Tagelang hat es geregnet. Von den Bäumen war der letzte Schnee verschwunden und in der Spur hatten sich meterlange Pfützen gebildet. Nicht besonders gemütlich, wenn man zum Langlaufen unterwegs ist, 1200 m hoch, auf dem Rücken des Böhmerwalds, knapp jenseits der bayerisch-tschechischen Grenze.

So ist es mir ergangen, als ich im Februar dieses Jahres (2002) mit Freunden eben dort einen Kurzurlaub machte. Führer und Organisatoren unserer Gruppe waren ein Tscheche und seine Tochter. Beide sprachen perfekt Deutsch. Wir hatten wegen des schlechten Wetters viel Zeit zum Lesen und Diskutieren. Ich beschäftigte mich ausführlich mit den intensiven, seit Jahrhunderten aber auch belasteten und zeitweise tragischen deutsch-tschechischen Beziehungen.

Und meine Gedanken gingen hinüber nach Eger, wo ich geboren wurde und aufgewachsen bin bis zur Ausweisung im Sommer 1946. Von Mai 1945 bis eben zur Ausweisung habe ich Zwangsarbeit geleistet, unter dem Kommando eines tschechischen Vorarbeiters. Ich glaube er war Kommunist. Es war eine ziemlich traurige Epoche meines Lebens. Aber gemessen daran, was andere erlebt haben und was vielleicht er – Jan Ciska – unter dem Nazi-Regime erlebt hat, war es erträglich.

Was hat dies mit meiner Weidener Zeit zu tun ?

Mit der Ausweisung kamen wir, meine Mutter, meine beiden Schwestern und ich, in einen kleinen Ort unweit der schönen, alten hessischen Kreisstadt Wetzlar – auch von Goethe besungen. Ich trage nach: Mein Vater war im Krieg umgekommen. In Wetzlar besuchte ich zwei Jahre lang das Realgymnasium, die Goethe-Schule. Detaillierte Erinnerungen an diese Zeit gehören nicht hierher. Nur ein paar Anmerkungen: Wir lebten in zwei Dachkammern eines Einfamilienhauses, dessen Eigentümer den Flüchtlingen in herzlicher Antipathie abgeneigt war. Aus der Schule erinnere ich mich insbesondere an den strengen und sehr frommen Lateinlehrer Eschelbach, dessen Sohn, Friedel, der größte Filou unseres Jahrgangs war. Es war die Zeit der Schulspeisungen. Die manchmal zugeteilte amerikanische Schokolade Cadbury verkaufte ich öfters für fünf Reichsmark an einen reichen Bauernsohn, oder ich tauschte sie gegen etwas anderes Eßbares ein. Es war die einzige Möglichkeit, zu ein wenig Geld zu kommen. Die Tanzstunde absolvierte ich in Trainingshosen. Auf die zerschlissenen Kniepartien hatte meine Mutter große rechteckige Flecken genäht, die natürlich nicht die exakt gleiche Farbe hatten. Das hinderte mich nicht, die Veranstaltung zu genießen.

Nach der Währungsreform hätte ich die Schule verlassen und einen Beruf ergreifen müssen. Es war einfach kein Geld da. So kam es zu der hilfreichen Übersiedlung nach Weiden in die Familie meines Onkels, Dr. Lothar Dubs, der die dortige Filiale der Hypobank leitete. Seine Tochter Gerlinde, meine Cousine, ist den meisten von Euch bekannt.

Weiden

Die Jahre in Weiden waren für mich eine nicht ganz einfache, aber doch weithin schöne und unbeschwerte Zeit. Nur zwei Jahre besuchte ich die Oberrealschule. Aber vom ersten Tag an habe ich mich wohl gefühlt. Ich danke dies heute noch meinem ersten Sitznachbarn, Alois Schambeck, und meinen ersten näheren Freunden, Fred Angermann

und Sigmund Adam. Alois, der knorrige Oberpfälzer, als den ich ihn empfunden habe, hat den Zugereisten ganz schlicht und einfach akzeptiert.

Der Wechsel vom hessischen ins bayerische Schulsystem war nicht ganz unproblematisch. In Latein z.B. hatte ich weniger Schwierigkeiten, in Mathematik waren die Weidener dem Ex-Wetzlarer voraus. Bei der ersten fälligen Schulaufgabe hat unser Mathe-Lehrer Moser dem Neuling separat auf ihn zugeschnittene Aufgaben gestellt. Auf die „1“, die er lobend hervorhob, war ich echt stolz.

Meine Erinnerungen machen sich fest an Personen und Episoden: Da ist der strenge Oberstudiendirektor Dr. Hans Schrott, schon vom Aussehen her ein typischer Pauker. Er hatte so viele Sorgen mit seiner politisch tiefroten Tochter. Der Namensvetter, der „kleine Schrott“ (Dr. Richard Schrott), ist mir als gemütlicher Typ in Erinnerung. Meine Frage an ihn, in einer Jahres-Abschlußrunde gestellt, was denn im Jahr 34 nach Christi Geburt geschehen sei? Die 25-Jahrfeier der Schlacht im Teutoburger Wald! Sie entlockte ihm nur ein müdes Lächeln. Die zierliche Englischlehrerin, Frau Deubel, hat sich mit uns viel Mühe gegeben. Dem schon zitierten Moser sah man schon im Habitus und im ganzen Auftreten den Ex-Soldaten an. Unseren Chemierlehrer Auer, dessen Gesicht ich ganz lebhaft vor mir sehe, habe ich einmal ziemlich geärgert. Als er, mit einem Tablett in der Hand, den Chemiesaal betrat, rief ich: „Herr Ober, ein Bier!“ „Sie Hanswurst!“ titulierte er mich und rief mich gleich auf. Das Ergebnis war alles andere als befriedigend. Mit dem Namen Dr. Joachim Kröll verbinden mich nur gute Erinnerungen. Wenn jemand in mir Interesse für deutsche Literatur, für Kommunikation, ja letztlich auch für Journalismus geweckt hat, dann er. Er war ein liebenswürdiger Mensch – eigentlich gar kein richtiger Pädagoge – aber dennoch ein hervorragender Lehrer.

Ich sehe uns, gegenüber der Schule und in der Gasse neben dem Landgericht: Die jungen Damen hatten Unterricht und Theo Bauriedl blies herrlich sentimental „*Wochenend und Sonnenschein*“; die *Esqui-*

res auf der Blockhütte: Ihre das Herz ergreifende Schlußmelodie „Auf Wiederseh'n ...“. In meiner Phantasie bummle ich wieder einmal am Sonntag, nach dem Gottesdienst in der Josefskirche, durch die Wörthstraße. Ich krame alte Photos aus mit den freundlichen jungen Gesichtern: Anneliese, Annamirl, Dorle, Gerlinde, Suni ...

Mein Onkel hatte einen Dienstwagen – einen schwarzen VW; noch mit dem kleinen, geteilten Rückfenster, ein Auto, das in diesen späten vierziger Jahren von niemandem verachtet wurde. Der Schlüssel für dieses Auto lag in einem Aschenbecher auf der Kommode im Eßzimmer der Wohnung, in der ich mit lebte. Zuweilen konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ihn „auszuleihen“. Die Tatsache, daß ich keinen Führerschein besaß, hat mich offensichtlich nicht entscheidend gestört. Jedenfalls nicht an jenem Tag, als wir das Vier-Personen-Auto zu siebent (oder zu acht?) besetzten. Kare saß am Steuer, Fred, Theo, Sigmund, meine Wenigkeit. Wer noch? Kare erinnert sich, es seien auch Mädchen dabei gewesen. Beim Wenden am Ende der Mooslohstraße Richtung Schätzlerbad landeten wir im Straßengraben. Passiert ist nichts. Nur die Lust am Weiterfahren ist uns vergangen. Das technische Grundkonzept des VW hatte schließlich auch den zweiten Weltkrieg überstanden.

Im Speisezimmer der Dubs-Wohnung veranstalteten wir „spiritistische Sitzungen“ (Tischchenrücken). Ich kann mir heute noch nicht erklären, wie es dazu kam, daß das runde Tischchen, aus dem wir alle Metallteilchen entfernt hatten, entgegen allen physikalischen Gesetzen, mit uns durch die Gegend tanzte.

Ziemlich traurig war ich, als die meisten Klassenkameraden nach dem Abitur zum Studium verschwanden. Ich konnte es mir nicht leisten, wußte nicht, wovon ich hätte leben sollen. Zum Glück blieb Sigmund, der Porzelliner wurde, mit in Weiden. Wir waren damals viel beisammen. Eines Wochenendes besuchten wir Fred in München, waren am Abend im Gärtnerplatztheater und mußten noch vor Ende der Vorstellung zum Hauptbahnhof eilen. Unterwegs, während eines Halts in Freising oder Landshut, wollten wir etwas zum Trinken am Bahn-

steig besorgen. Ich war schon wieder im Zug. Sigmund erwischte nur noch den Einstieg zum letzten Waggon, dem Packwaggon. Die Tür war verschlossen; er hing auf dem Trittbrett bis zum nächsten (außerplanmäßigen?) Halt. Hatte jemand die Notbremse gezogen? Ich weiß es nicht mehr genau.

Nach Weiden

Ich volontierte beim „Neuen Tag“. Im ersten Jahr verdiente ich monatlich 40,- DM, im zweiten Jahr 60,- DM. Schließlich war ich noch ein Jahr ‚Jungredakteur‘. Nebenbei arbeitete ich als Korrespondent für dpa. Jeden Abend, wenn meine Arbeit in der politischen Redaktion beendet war, ging ich zu den Setzmaschinen und blätterte die Manuskripte durch, auf der Suche nach Meldungen, die die Agentur interessieren könnte. Am nächsten Tag zählte ich am Fernschreiber die Zeilen: 1b Weiden (Eigener Bericht) ... 1b – das hieß Landesdienst Bayern. Wieder 8,50 DM verdient! Auf diese Weise zu etwas Geld gekommen, riskierte ich den Sprung auf die LMU nach München. Erleichtert wurde mir dies durch Freds Versprechen: als Metzgerssohn hatte er fast immer etwas Eßbares auf seiner Bude. Im übrigen aß ich mindestens zweimal wöchentlich die überaus nahrhaften, billigen Bücklinge, sehr zum Vergnügen des Hundes meiner Zimmervermieter in der Madelseserstraße/Rammersdorf. Er delektierte sich an den Überresten der fetten Fische.

Sieben Semester volkswirtschaftliches Studium. In den Ferien arbeitete ich zumeist wieder beim „Neuen Tag“, während der Semester versuchte ich möglichst noch nebenbei zu verdienen als freier dpa-Mitarbeiter. Examen: Einer meiner Professoren, der Statistiker Kellerer, wollte mich für die wissenschaftliche Laufbahn gewinnen. Ich bildete mir ein, Journalist bleiben zu müssen, bekam bei dpa einen Redakteursvertrag und begann vier Tage nach dem Examen im Landesbüro in der Ismaninger Straße. Anfangsgehalt: 787,- DM. Das war gar nicht schlecht für die damalige Zeit: 1957.

Süddeutsche Zeitung

Mit Professor Kellerer blieb ich in Verbindung, wollte bei ihm promovieren. Ein Jahr später rief er mich eines Tages an. Einer seiner Bekannten, Dr. Walter Slotosch, damals Ressortleiter Wirtschaft in der Süddeutschen Zeitung, suchte einen passablen Volkswirt, möglichst mit ein wenig journalistischer Erfahrung. Ich fuhr an einem Freitagnachmittag in die Sendlinger Straße. Nach einem halbstündigen Gespräch hatte ich einen handgeschriebenen Anstellungsvertrag in der Tasche.

Geheiratet habe ich dann auch und wir haben drei Söhne.

Es folgten 37 Jahre in der SZ-Wirtschaftsredaktion, von August 1958 bis 1995. Eine spannende, manchmal sehr aufregende, strapaziöse, nie langweilige Zeit. Schreibtischarbeit, Pressekonferenzen, Interviews, Reisen. Zwischendurch kamen ab und zu Angebote von der „anderen Seite“, von Presseabteilungen, z.B. aus dem Hause Siemens, bei MBB usw. Ich wollte bleiben was ich war. In Vatterstetten, wo ich 18 Jahre lang im Gemeinderat saß, wurde mir angeboten für das Bürgermeisteramt zu kandidieren. Die Zukunftsperspektiven in der SZ schienen mir interessanter zu sein.

Vorüber! Ab und an kann ich mich in „meiner“ Zeitung noch zu Wort melden, gelegentlich auch anderswo. Das war es, das ist es!

Ich denke gerne, mit einem Hauch von Schwermut, an meine fünf Weidener Jahre zurück.

* * *

Index

- Adam, Maximilian, 3, 6, 106
Adam, Sigmund, 15, 124
Angerer, Bepp, 15, 22
Angermann, Alfred, 17, 20, 25, 95,
123
Aschenbrenner, Edith, 48
Auer, Dr. Angela, 67, 74, 115
Auer, Martin, 23, 24, 48, 62, 91,
106, 107, 110, 124
Ballon, Konrektor, 33
Bauer, Walter, 29
Bauriedl, Theo, 17, 20, 97, 98, 124
Beer, OStD, 19
Binapfl, Hans, 94, 99
Bobist, 8, 9
Bodensteiner, Herbert (Bode), 37,
68, 72, 73, 82, 85, 101
Bronold, 17, 95
Brunner, Rosi, 48
Deckiert, 91
Deubel, 32, 92, 124
Dietl, Rudi, 37, 40, 64
Esquires, 25, 26, 28, 97, 124
Federl, Heinz, 85
Fick, Dieter, 34
Forster, Anton (Naz), 27, 31, 94,
96, 98
Friedrich, Dr. Karl, 63, 84, 90
Frummet, Sepp, 9
Götz, StR, 22
Glück, 92
Hülsmann, Ursula, 44, 47, 54, 71,
96
Hagl, 33, 34
Hardt, Konrad, 18, 30, 99, 100
Hardt, Peter, 36
Hauschild, Dr., 48, 72
Hausknecht, Siegfried (SiegI), 34,
35, 85, 99, 100
Henkel, Prof., v, 3, 5, 6
Hettwer, Erwin, 38, 39, 45, 58, 71,
86
Hildebrandt, Dieter, 74
Jäger, Ernst, 113, 114
Küchle, 4, 5
Kühn, Justus, 46, 85, 86
Kühn, Klaus, 59, 85, 101, 103
Kaiser, Gustav, 20, 25
Kießling, Siegfried, 40
Kirchner, Waldemar (Walldi), 55,
72, 101
Kolbe, Helmut (Papa), 83, 85
Kormann, 48, 107–109

Krägel, Lorelies (Loli), 46, 83
 Kröll, Dr. Joachim, 27, 30, 95, 111,
 124
 Kretschmer, Achim, 83, 86
 Kriegelsteiner, Richard, 76
 Kurzeya, Zeno, 90
 Kuttner, Gerhard, 9

 Lämmerer, 82
 Landgraf, Fritz, 8–10, 62, 84, 100
 Lang, Gustl, 51
 Leder, Hans-Claus (Comi), 59, 82,
 96, 101, 103

 Müller, Klaus, 85
 Maltry, Dr. August, 18–20, 29, 48,
 94
 Mariechen, 42, 71
 Marienscheck, Theo (Graf), 73, 84
 Mayer, Marianne, 52, 85
 Mehler, Wolfgang, 80, 101
 Meißner, Helmut, 73
 Moser, OStR, 28, 35, 91, 124

 Netsch, Fritz, 91

 Pausch, Franz, 62, 113, 114, 117
 Pickel, 110

 Rößler, Heinrich (Poldi), 81, 85, 86
 Rödl, Heinrich, 113
 Reinhold, 90, 91
 Reiter, OStR Max, 74, 84, 96

 Ries, Gerhard, 62, 113, 115, 117
 Roggan, Bruno, 90
 Roscher, Willi, 101
 Roth, Dr. Willibald, 46, 47, 50, 72,
 86, 102
 Rupprecht, Heinz, 15, 20, 25

 Salzl, 81, 82
 Schäfer, Claus, 89
 Schambeck, Alois, 80, 123
 Schmid, Dr. Franz Xaver, 83
 Schmid, Werner, 20, 25
 Schmidkonz, Rudi, 73
 Schmitt, OStR, 38
 Schrott, Dr. Hans, iv, 27, 53, 90,
 95, 104, 105, 124
 Schrott, Dr. Richard, 29, 84, 90,
 124
 Stolberg, Max, 63, 72
 Straub, OStD Dr., 3–5, 16, 24, 70,
 82
 Strobel, Karl, 39, 83, 85
 Strobel, StA Gerda, 83, 92

 Unterstein, Karl, 25, 91, 95

 Völkl, Bepp, 92, 93, 96

 Wörl, Volker, 17, 95
 Wagner, Richard, 25, 27, 28, 98
 Walbrunn, Otto, 113
 Weber, Anton, 91
 Weber, Erich, 113, 114, 117

Weber, Karl, 14–17, 62, 63, 73
Weißhäupl, Alfred, 24
Weigert, Oskar, Ossy, 73, 96, 103
Weigert, Willi, 25, 61
Weigl, Dr. (Harry Bums), 55, 100
Wenninger, StR, 92
Wiesmüller, Alois, 48, 62, 82
Wild, Manfred, 62, 113, 114
Willerich, 83
Windschiegl, Siegfried, 113
Wolf, 81, 82
Wolf, Otto, 114

Zirk, 80, 81
Zwack, Schorsch, 82